

Die Basler in den Hugenottenkriegen

Autor(en): **Holzach, Ferdinand**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neujahrsblatt / Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigem**

Band (Jahr): **80 (1902)**

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1006970>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Basler in den Hugenottenkriegen.

Von Ferdinand Holzach.

80. Neujahrsblatt
der Gesellschaft
des Guten und
Gemeinnützigigen.

19

02



In Kommission bei R. Reich vorm. C. Detloff.

1-



Lichtdruck von H. Speiser, Basel.

Prinz Heinrich Condé empfängt eine Abordnung des Rates im Engelhof.

Die Basler in den Hugenottenkriegen.

Von Ferdinand Holzach.

80. Neujahrsblatt
der Gesellschaft
des Guten und
Gemeinnützligen.

19

02



In Kommission bei R. Reich vorm. C. Detloff.



Das letzte Neujahrsblatt hat erzählt, wie unsre Stadt eidgenössisch wurde. Basel sagte sich vom deutschen Reiche los, wie es die andern Orte schon 2 Jahre vorher gethan hatten. Aber nur kurze Zeit war die Schweiz wirklich und im vollen Sinne des Wortes unabhängig. Frankreich wußte sich einen beherrschenden Einfluß in der Eidgenossenschaft zu verschaffen und die überschäumende kriegerische Kraft der Schweizer für seine Zwecke zu verwenden. Die französischen Religionskriege des XVI. Jahrhunderts wurden größtenteils mit Schweizertruppen geführt, und auch Basel schickte seine Mannschaft auf fremde Schlachtfelder. In diese bewegten Zeiten des französischen Solddienstes soll uns die vorliegende Darstellung führen.

I.

Basel im Bunde mit Frankreich.

Als am zweiten Schlachttage von Marignano König Franz I. von Frankreich die eidgenössischen Scharen weichen sah, jubelte sein Herz in stolzer Freude, und auf den Denkmünzen, die er schlagen ließ, rühmte er sich, der erste zu sein, der die Schweizer besiegte. Was das Schwert nur zur Hälfte vermocht, das vollendete die französische Staatskunst. Der ewige Friede, den die Eidgenossenschaft am 29. November 1516 mit Frankreich schließen mußte, fettete auf Jahrhunderte hinaus die Geschichte der Schweiz an diejenigen des großen Nachbarlandes. Dem Scheine nach die Gleichberechtigung während, bedeutete er doch, wie jeder Bund des Schwächeren mit dem Stärkeren, ein Abhängigkeitsverhältnis des ersteren. Die Schweiz verpflichtete sich, dem französischen König Soldtruppen für seine Kriege zu stellen, dafür erhielt jeder Kanton jährlich 2000 Franken. Zwei Jahre nach dem ewigen Frieden wurde die Zahl der zu stellenden Truppen im Minimum auf 6000, im Maximum auf 16,000 festgesetzt und zugleich die jährliche Pension für die einzelnen Orte auf 3000 Franken erhöht. Die Eidgenossenschaft war von da an ein Aushebungsbezirk Frankreichs für seine besten Fußtruppen, freilich ein Aushebungsbezirk, der mit größter Schonung behandelt werden mußte. Die Mannigfaltigkeit der inneren staatlichen Verhältnisse in der Eidgenossenschaft zwang die französische Diplomatie, bei ihren Truppenwerbungen mit der größten Umsicht vorzugehen und nötigte sie nur allzuoft, sich in die innere Politik der XIII Orte zu mischen.

Unter diesen Umständen mußte auch die Einführung der Reformation in einigen Orten der Eidgenossenschaft und die nun folgende Trennung der Schweiz in zwei feindliche Lager das Bundesverhältnis zu Frankreich beeinflussen. Schon im Jahre 1521 trat Zürich vom französischen Bündnis zurück. Es war Zwingli, der den ersten kühnen Versuch machte, die eidgenössische Politik in andere Bahnen zu lenken. Seine großen politischen Pläne gingen mit ihm am Unglückstage von Kappel unter; aber Zürich blieb seiner Politik treu, und auch die andern protestantischen Orte wurden immer mißtrauischer gegen den französischen König, der in seinem Lande die keimende Reformation mit Gewalt zu ersticken suchte.

Dem Beispiel Zürichs folgte teilweise Basel, indem es auf der Tagung vom 16. Juli 1536 dem französischen Gesandten, der Truppen für die Kriege mit Kaiser Karl V. forderte, erklärte, es werde keine Werbungen auf seinem Gebiete dulden, weil der König „so mörderisch und grausam“ gegen die Glaubensgenossen in Frankreich verfare. Zugleich erließ der Rat in der Stadt und auf der Landschaft ein strenges Verbot gegen den französischen Solddienst und setzte die schwersten Strafen auf die Übertretung des Verbots. Hauptleute, Leutnants, Fähndriche, Schreiber und Werber, welche am Kriege teilnehmen, sollen mit dem Schwerte hingerichtet werden. Die Gemeinen verlieren ihre Zunft, werden von den Sakramenten ausgeschlossen und büßen ihr Vermögen ein, das der Staat zu zwei Dritteln an sich zieht, während ein Drittel den Frauen und Kindern bleibt.

Man darf sich aber ja nicht vorstellen, der Rat sei nun wirklich mit solcher Strenge gegen Ungehorsame vorgegangen. Der Gang zum fremden Kriegsdienst war auch in der sonst friedfertigen Basler Bürgerschaft allzutief eingewurzelt, als daß er sich mit Gewalt unterdrücken ließ. Noch im gleichen Jahr, als das Verbot erlassen ward, sammelte sich ein Freifähnlein, dessen Hauptmann ein Ratsherr war, zu Dornach und zog nach Frankreich. 1544 erfolgte ein zweiter Ausbruch von mehreren hundert Baslern unter dem Befehl der Hauptleute Frmy, Stelle und Hartmann. Die Basler erlitten schwere Verluste, und nur wenige kehrten in die Heimat zurück. Sie kamen mit einer gelinden Strafe davon. Eine persönliche Bittschrift des Königs zu ihren Gunsten konnte der Rat doch nicht ignorieren. Der Basler Rat war eben nicht nur richterliche Behörde, sondern auch politische Körperschaft und mußte sich in solchen Fällen nach den Forderungen der Staatsklugheit richten. Aus Rücksicht auf die verfolgten Protestanten in Frankreich verweigerte der Rat dem König die Truppenwerbung in seinem Gebiet, aber die gleiche Rücksicht zwang ihn auch wieder, einen Bruch mit dem Hof in Paris zu vermeiden. Denn die vier Städte Zürich, Bern, Basel und Schaffhausen hatten beschloffen, nicht nur durch die Truppenverweigerung gegen die Verfolgungen ihrer französischen Glaubensbrüder zu protestieren, sondern auch direkt zu ihren Gunsten einzugreifen. Freilich konnte es sich zunächst nur um eine diplomatische Aktion handeln. Eine Bittschrift ging im Frühjahr 1536 ab, blieb aber erfolglos. Da reisten im Herbst desselben Jahres die beiden Berner Hans Franz Nägeli und Jost von Diesbach als Gesandte der evangelischen Stände nach Paris. Obwohl auch sie nichts ausrichteten, ließen die 4 Städte nicht ab, immer und immer wieder für ihre Glaubensgenossen zu bitten, und zwar thaten sie es zusammen mit andern evangelischen Städten und Fürsten. So schlossen sich ihnen St. Gallen, Biel, Mülhausen und Straßburg an, ferner der Pfalzgraf Johann Casimir, der Landgraf von Hessen, die Herzoge und Grafen von Württemberg. Wer Franz I. kannte, wußte, daß alles umsonst war. Als er sich einmal zu einer Antwort herbeiließ, schloß er sein Schreiben mit den

stolzen Worten: Also sollt ihr Euch nicht herausnehmen, Euch in diese Dinge zu mischen; denn so lang ich König war und noch bin, habe ich gewußt und weiß es noch mit Hilfe Gottes das Regiment und die Verwaltung meines Reiches, meiner Länder und Unterthanen selbst zu besorgen.

Den Kezerverfolgungen fiel auch ein Basler Bürger zum Opfer. In Paris lebte der Goldschmied und Juwelier Jakob David. Sein Geschäft wurde geschlossen und seine Juwelen mit Beschlag belegt. Auf Verwendung irgend einer einflußreichen Persönlichkeit wurde ihm zwar sein Besitztum wieder zurückgegeben, da er aber betagt und kinderlos war, sollte sein ganzes Vermögen dem Fiskus zufallen. Sein Schwager und nächstberechtigter Erbe, der Basler Ratsherr Rudolf Frey, beschwerte sich beim Rat. Die andern evangelischen Orte halfen Basel getreulich, dem Geschädigten zu seinem Recht zu verhelfen, aber es war alles vergebens, die königliche Kasse trat das Erbe Davids an.

Als im Jahre 1540 Franz I. und Karl V. Frieden geschlossen hatten, war die politische Lage so drohend, daß die Protestanten in Deutschland und der Schweiz einen gemeinsamen Angriff der verbündeten Monarchen fürchteten.

Die vier Städte rüsteten sich zur Gegenwehr. Der Basler Rat ordnete eine Musterung der Truppen zu Stadt und Land an. Gegen diese Truppenschau protestierten einige ältere Rats herrn unter dem Vorwand, es sei gefährlich, durch eine solche Musterung dem Feinde die Stärke resp. Schwäche der baslerischen Kriegsmacht zu offenbaren. In Wirklichkeit fürchtete sich die aristokratische Partei im Rat davor, die demokratisch gesinnte Bürgerschaft bewaffnet zu versammeln. Am 15. Februar 1540 wurde nun doch die Musterung in der Stadt abgehalten, während die Mannschaft aus den Ämtern des Baslerbiets und den verbündeten Ortschaften des Bistums in Liestal Kriegsübungen abhielt. Zu einem Auszug der Mannschaft kam es nicht; denn bald brach der Krieg zwischen Franz I. und Karl V. von neuem aus. Je deutlicher sich die Pläne des Kaisers offenbarten, eine Weltmonarchie zu gründen, in der für Kezer kein Raum war, um so mehr sahen alle, die sich bedroht fühlten, auf Frankreich, das noch allein dem Kaiser zu widerstehen wagte. Derselbe Franz I., der im eigenen Lande die Andersgläubigen abschlachten ließ, wurde durch die wunderbarste Fügung der politischen Verhältnisse zum Vorkämpfer des Protestantismus. Dies erklärt uns auch, warum Basel im Jahre 1549 dem Bündnis, das die eidgenössischen Orte mit Heinrich II., dem Nachfolger Franz I., schlossen, beitrat, obgleich sich Bern und Zürich fernhielten. Bei der Gesandtschaft, die den Bund in Paris beschwor, war Basel vertreten durch den Rats herrn Jakob Rudin. Die goldene Kette, welche er als Geschenk erhielt, mußte er aber daheim abliefern; denn es war einem Basler Bürger streng verboten, von fremden Mächten Geld oder andere Geschenke anzunehmen.

Der engere Anschluß Basels an Frankreich schien sich zu rechtfertigen, als 1552 König Heinrich II. sich mit den evangelischen deutschen Fürsten gegen den übermächtigen Kaiser verbündete und dadurch die vollständige Niederwerfung des Protestantismus verhinderte. Damals ging ein Zug froher Siegeszuversicht durch die protestantische Welt und die sonst so bedächtigen Häupter von Basel ließen ungehindert Bürger und Unterthanen von der Landschaft zu den französischen Fahnen eilen. Während sich früher die Kriegslustigen verstohlen aus der Stadt geschlichen hatten, um sich in Dornach, auf solothurnischem Gebiet, zum verbotenen Solddienst zu sammeln, zogen jetzt die glaubenseifrigen Kämpfer unter Trommel- und Pfeifenklang durch die Stadt nach dem Marktplatz. War doch der Führer des 4000 Mann starken Schweizerregimentes, das der König anwarb, ein Basler, der schlachtenberühmte Kriegsoberst Niklaus Frmy, und die Fahne trug des Bürgermeisters eigener Sohn, Bernhard Brand. So groß war der Zudrang zu den französischen Werbplätzen, daß noch ein zweites Regiment gebildet wurde, dessen Führung der deutsche Söldnerhauptmann Schärtlin von Burtenbach übernahm. In raschem Siegeslauf folgten die Schweizerregimenter dem König durch Lothringen und die Picardie. Als sich aber Heinrich II. plötzlich dem Elsaß zuwandte, und die Eroberungsgelüste des Königs sich offenbarten, wurden seine deutschen und schweizerischen Verbündeten stutzig. Eine Ausdehnung Frankreichs bis zum Rhein bedeutete für Basel eine große Gefahr, welche der Rat um jeden Preis abwenden mußte. Er ließ unterhalb der Brücke den Rhein durch Balken absperrern und schickte eine Gesandtschaft an den König, der bei Zabern stand. Gesandte waren der Bürgermeister Bernhard Meyer, die Ratsheeren Joh. Rudolf Fäsch und Kaspar Krug, der Stadtschreiber Heinrich Falkner. Ihnen schlossen sich auch Boten der übrigen eidgenössischen Stände an. Der König ließ sich durch die Vorstellungen dieser Abordnung bewegen, das Elsaß, die Kornkammer der Schweiz, zu räumen, nachdem er sich die Genugthuung nicht hatte entgehen lassen, seine Rosse im Rhein zu tränken und damit die Ansprüche Frankreichs auf diesen Strom der Welt zu verkünden.

Dieser Vorfall zeigt uns, wie schwierig die Lage Basels war, und erklärt die seltsamen Wandlungen, welche die baslerische Politik Frankreich gegenüber durchmachte. Durch den ewigen Frieden und die nachfolgenden Verträge war Basel dem französischen Königtum verpflichtet. Diese Verpflichtung konnte es nicht wie Zürich oder Bern einfach abschütteln, weil es innerhalb der Eidgenossenschaft selbst keine so unabhängige Stellung einnahm, wie diese beiden Orte. Noch hatte sich die Stadt nicht ganz vom Bischof befreit und je nach der Persönlichkeit, welche gerade im Schloß zu Bruntrut herrschte, konnte die Stadt in unangenehme Verwicklungen kommen, zu deren Lösung sie dringend des Beistandes der übrigen Orte bedurfte. Man konnte die zu Frankreich hinneigende katholische Mehrheit auf der Tagsatzung nicht vor den Kopf stoßen, wenn man im Kampf gegen den Bischof nicht von den Miteidgenossen preis-

gegeben sein wollte. Es gab noch eine andre Macht, welche veraltete Ansprüche auf die blühende Stadt am Rhein erhob, das deutsche Reich. Der Eintritt in den Schweizerbund hatte das staatsrechtliche Verhältnis zum Reich durchaus nicht gelöst, und in Zeiten eines mächtigen Kaisertums konnte auch das schweizerisch gewordene Basel es noch einmal durchkosten, was es heißen wollte, eine deutsche Reichsstadt zu sein. Als im Jahre 1547 die hinterlistige Politik des Kaisers mit leichter Mühe den Bund der deutschen protestantischen Fürsten gesprengt hatte, und eine süddeutsche Stadt nach der andern den römisch-italienischen Söldnerbanden Karls V. die Thore öffnen mußte, war man auch in Basel auf das Schlimmste gefaßt. Im April 1547 zitierte der Kaiser die Stadt Basel auf den Reichstag zu Schlettstadt, und nach dem Falle von Straßburg höhnten die kaiserlichen Räte, „man wolle jetzt die Schweizer tanzen lehren und Basel müsse den ersten Tanz thun“. Mochte man es in dieser Lage den baslerischen Staatsmännern verdenken, wenn sie immer und immer wieder an dem starken Frankreich einen Halt suchten. Das Mitleid mit den verfolgten französischen Glaubensgenossen mußte verstummen vor den Forderungen der Staatsklugheit und der Selbsterhaltung.

Unterdessen hatte sich aber in Frankreich selbst die Lage der Protestanten so verändert, daß sowohl die katholische als die evangelische Eidgenossenschaft immer mehr in die religiösen Wirren des Nachbarlandes hineingezogen wurden. Die Zahl der Hugenotten war trotz den Verfolgungen gewaltig angewachsen. Im Süden waren ganze Landschaften und die bedeutendsten Städte der neuen Lehre zugethan; das Bürgertum und der Adel bekannte sich zur Lehre Calvins. Von entscheidender Bedeutung war es, daß die nächsten Anverwandten des königlichen Hauses, die Prinzen von Gebliit, Hugenotten wurden und naturgemäß deren Führung übernahmen. Als nun im Jahre 1559 der kraftvolle Heinrich II. in der Blüte der Jahre starb und über Frankreich die schrecklichen Zeiten hereinbrachten, da „Kinder des Landes Könige“ waren, schuf sich der hugenottische Adel eine Machtstellung, welche eine Zeit lang sogar das Fortbestehen der katholischen Lehre in Frage zu stellen schien. Während die Witwe Heinrichs II., die schlaue und hinterlistige Katharina von Medici, für ihre schwächlichen Söhne die Regierung führte, suchten zwei mächtige Fürstengeschlechter die Herrschaft an sich zu reißen. Auf der einen Seite die Prinzen des königlichen Hauses, Anton von Navarra und Ludwig von Condé, und ihnen gegenüber das lothringische Fürstenhaus der Guisen. Während sich jene auf die Hugenotten stützten, scharten sich um die Guisen die treuen Anhänger des alten Glaubens; auf ihrer Seite stand auch die Hauptstadt des Landes, Paris. Indem zwischen diesen beiden Parteien im Jahre 1562 der offene Kampf ausbrach, war das die Gegner grundsätzlich Trennende der Glaube, und man hat diese Kriege Hugenottenkriege genannt. Aber mit dem religiösen Gegensatz vermischten sich eine Menge politischer Motive und dynastische Bestrebungen, der Ehrgeiz Einzelner und ganzer Familien. Von Anbeginn

des Kampfes an suchten beide Gegner Hilfe außerhalb des Landes, die Guisen bei den katholischen Mächten Europas, vor allem bei Spanien, die Hugenotten bei den protestantischen deutschen Fürsten und England.

Am unmittelbarsten ward nun aber vom Ausbruch des Bürgerkrieges betroffen Frankreichs nächster Verbündeter, die Eidgenossenschaft. Noch bestand für die Mehrzahl der Orte die Verpflichtung, Frankreich Truppen zu stellen; aber wem sollte man sie schicken? Die Eidgenossenschaft war selbst in zwei feindliche Lager getrennt. Auf der einen Seite die 7 katholischen Orte Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern, Zug, Freiburg und Solothurn, auf der andern die 4 protestantischen Städte Zürich, Bern, Basel und Schaffhausen. Die paritätischen Kantone Appenzell und Glarus in der Mitte, jenes zu den Katholischen hinneigend, dieses an die 4 Städte sich anschließend. Auf der Tagsatzung hatten die katholischen Orte die Mehrheit, aber die Minderheit fügte sich den Mehrheitsbeschlüssen nicht, sobald es sich um religiöse Fragen handelte. Und dazu hatte sie ein Recht; denn die 4 Städte waren an Macht ihren Gegnern weit überlegen, besaß doch Bern allein ein größeres Gebiet als alle 7 katholischen Orte zusammen. Damit war die Stellungnahme der eidgenössischen Stände zu den Hugenottenkriegen von vornherein bestimmt. Die katholische Mehrheit unterstützte die Guisen und den königlichen Hof, die 4 Städte standen auf Seite der Hugenotten. Dabei hatte die katholische Eidgenossenschaft vor ihren Gegnern zwei Vorteile voraus. Indem sie Truppen zur Unterstützung des katholischen Königtums nach Frankreich schickte, handelte sie korrekt nach den alten Bundesverträgen, während die protestantischen Eidgenossen, vom formell rechtlichen Standpunkt aus betrachtet, Gegner der Krone Frankreichs unterstützten. Und ferner stand an der Spitze der katholischen Eidgenossenschaft Ludwig Pfyffer aus Luzern, ein Mann, der als Heerführer und Diplomat gleich hervorragend, Jahrzehnte lang die Politik der katholischen Orte zielbewußt und mit weitschauendem Blick leitete. Der protestantischen Eidgenossenschaft fehlte die einheitliche Leitung. Zürich hatte sich, soweit das französische Bündnis in Betracht kam, schon im Jahre 1521 von den andern abge sondert. Bern verfolgte in altgewohnter Weise eine energische und konsequente Politik, aber in seinem eigenen Interesse, das sich auf die Erhaltung seiner Machtstellung in der Westschweiz und die Sicherung des Waadtlandes konzentrierte. Basel, und in seinem Gefolge Schaffhausen, mußten sich in dem Wirrsal der französischen Religionskriege ihren eigenen Weg suchen.

Im Frühjahr 1562 trafen Gesandte beider Parteien in der Schweiz ein. Der Botschafter des königlichen Hofes verlangte auf der Tagsatzung der XI mit Frankreich verbündeten Orte 4000 Mann gegen die Hugenotten. Da Bern und Zürich nicht mehr im Bund mit Frankreich waren, hatte Basel den Standpunkt der protestantischen Stände zu vertreten. Es verweigerte die Truppenwerbung und schlug vor, eine eidgenössische Gesandtschaft zur Vermittlung des Friedens nach Frankreich zu schicken. Die katholische Mehrheit

lehnte diesen Antrag ab und bewilligte die 4000 Mann. Unterdessen hatten sich auch die Führer der Hugenotten, Prinz Ludwig Condé und Admiral Coligny an ihre Glaubensgenossen in der Schweiz gewandt. Sie hatten drei Wünsche: 1. Man möge für die Erhaltung des Evangeliums in Frankreich beten; 2. man solle den Ausbruch der katholischen Schweizertruppen hindern, und 3. den Hugenotten Truppen schicken. Auf einer Konferenz der IV Städte wurde den Gesandten Condés geantwortet: Wegen der großen Gefahr im eigenen Land könne man weder Geld noch Truppen schicken, gegenwärtig könne man ihnen keine andere Hilfe erzeigen, als zu Gott dem Allmächtigen für ihn und seine Anhänger mit unablässigem Gebet zu flehen. — Das war die offizielle Antwort. Im geheimen ließ Bern doch einige Fähnlein ausrücken, um die von den Hugenotten besetzte Stadt Lyon zu schützen, und Basel verhalf dem Prinzen zu einer Geldanleihe von 100,000 Gulden bei den deutschen Fürsten, indem es mit Straßburg zusammen die Bürgschaft übernahm.

Mit dem Jahr 1564 lief auch der französische Bundesvertrag ab. Der Große Rat von Basel hatte noch in seiner Sitzung vom 18. Dezember beschlossen, dem Bunde nicht mehr beizutreten. Auf das Drängen des französischen Gesandten und die Vorstellungen der katholischen Orte hin wurde dieser Großratsbeschluss wieder aufgehoben und der Bund noch einmal geschlossen. Doch ließ man sich von Karl IX. einen Revers ausstellen, der Basel aller Bundespflichten enthob, falls der König die Hugenotten angriff. Ein Basler, Namens Desiander, der bei der königlichen Garde diente, berichtet dem Rat aus Montpellier, der König sei außer sich vor Freude gewesen, als er die Nachricht von der Annahme des Bundes erhielt. Er habe in allen Gassen Freudenfeuer anzünden und die Geschütze abgehen lassen, auch einen Eilboten nach Paris geschickt, das Ereignis zu verkünden. Der Schweizergarde seien dann zwei Faß köstlichen Weines gespendet worden. — Basel erhielt als besondere Belohnung außer der ordentlichen Pension von 6000 Livres eine Zulage von 7000 Sonnenkronen jährlich. Am Bundesschwur in Paris nahm Rats herr Werner Wölflin teil, der auch die übliche Kette empfing. Übrigens hatte der Bund keinen praktischen Wert mehr; denn Basel bewilligte dem König nie Truppen. Dagegen war man für einträgliche Geldgeschäfte immer zu haben. Im Jahr 1571 gewährte der Rat dem König ein Darlehen von 60,000 Gulden zu fünf Prozent, in einem Jahr rückzahlbar, gegen die Verpfändung der königlichen Domänen. Auch Katharina von Medici unterschrieb den Schuldschein. Das Geld nahm der Rat bei den Zünften und 47 Bürgern auf.

Wenn Basel dagegen seine wehrfähige Mannschaft daheim behielt, so hatte es allen Grund dazu; denn oft genug drang der Kriegslärm bis vor die Thore der Stadt. Die Hilfsheere, welche die deutschen Fürsten den Hugenotten zuführten und die gewöhnlich ihren Weg durchs Elsaß nahmen, waren nicht immer die angenehmsten Gäste. Anfang 1569 erschien Pfalzgraf

Wolfgang von Zweibrücken in der Gegend von Straßburg. Er verlangte durch Boten von Basel Geld und Proviant, und als man ihm beides verweigerte, drohte er, er wolle sein Lager bei Basel aufschlagen. In der That rückte er immer näher, seine Reiter raubten den Bauern im Sundgau das Vieh. Die Mülhauser waren in großer Angst und baten Basel, es solle ihnen 400 Mann schicken, da sich die Stadt nicht länger halten könne. — Basel wandte sich seinerseits an die eidgenössischen Orte. Auf der Tagsatzung vom 13. März 1569 baten die Rats Herrn Werner Wölflin und Ulrich Schultheß dringend, man möge die Stadt in der Stunde der Not nicht verlassen. Die eidgenössischen Orte traten einmütig und entschlossen für die bedrohte Stadt ein. Es ging ein Schreiben an den Pfalzgrafen ab, in welchem die XIII Kantone erklärten, daß sie jede Schädigung Basels als Kriegsfall ansehen würden. Übrigens solle er das Elsaß verlassen; denn sie wollten nicht leiden, daß ihnen eine fremde Ruh auf die Weide gehe, indem das Elsaß der Eidgenossen Keller und Kornkasten sei. — Um diesem Schreiben mehr Nachdruck zu verleihen, wurde bestimmt, daß jedes Ort Mannschaft und Geschütz bereit halten solle, um beim ersten Zeichen ausziehen zu können. An alle Landvögte ergingen ähnliche Weisungen. In den ennetbirgischen Vogteien wurden 2000 Mann ausgehoben. Angesichts dieser Eintracht unter den Eidgenossen, welche alle Welt in Erstaunen setzte und ihnen ein besonderes Kompliment von seiten des französischen Gesandten eintrug, kürzte der Pfalzgraf seinen Aufenthalt im Elsaß ab und schlug den Weg nach Burgund ein.

II.

Die Flüchtlinge der Bartholomäusnacht.

Der schönen Einmütigkeit unter den Eidgenossen bereitete die Kunde von der Bartholomäusnacht ein jähes Ende. Nach Basel kam die erste Nachricht durch einen Eilboten aus Straßburg, der ausführlich über das Ereignis mit all seinen scheußlichen Einzelheiten berichtete. Schon am 16. September 1572 traf der erste Flüchtling ein. Es war der Helfer zu St. Peter, Heinrich Erzberger, der sich damals gerade in Paris aufhielt und durch einen königlichen Gardisten, den Hans Pfaff von Liestal, gerettet wurde. Dieser Liestaler machte eine rühmliche Ausnahme unter den Schweizern der königlichen Garde, welche vom Hof den Befehl erhalten hatten, die Häupter der Hugenotten zu ermorden. Während der Zürcher Leutnant Rüst mit 12 Gardisten Heinrichs von Navarra das Haus Colignys bewachte und bei der Verteidigung desselben mit zweien seiner Leute getötet wurde, drangen drei andre Schweizer, Konrad Bürg, Leonhard Grünfelder und Martin Koch in das Schlafgemach des Admirals. Als die beiden ersten sich noch scheuten ihr Opfer anzufallen, versetzte

ihm Koch den ersten Hieb, und die andern vollendeten das Schreckliche. Auch die Gefangennahme König Heinrichs von Navarra und des jungen Prinzen Condé wurde von Schweizergardisten besorgt, und nach dem Gemetzel thaten sie sich im Plündern hervor, so daß einige über Nacht reich wurden. Martin Koch, der Mörder Colignys, stahl sich ein Vermögen von 10,000 Kronen zusammen.

Und nun ergoß sich der Strom der Flüchtlinge in die benachbarten protestantischen Länder. Nach Basel kamen die Söhne Colignys, Franz und Odet, ihre Schwester Frau von Téligny, ihr Vetter der Graf Laval mit großem Gefolge. Sie erhielten vom Rat die Erlaubnis, in der Stadt zu wohnen und durften ihren eigenen Gottesdienst abhalten. Da sie fast keine Mittel hatten, waren sie eine Zeit lang auf die Freigebigkeit einiger Basler und Berner Familien angewiesen. Ihretwegen hatte der Rat einen längeren Briefwechsel mit dem Herzog Emanuel Philibert von Savoyen zu führen. Colignys Witwe war auf der Flucht durch savoyisches Gebiet ergriffen und nach Turin geschleppt worden. Dort suchte man sie mit allen Mitteln zum Glaubenswechsel zu bewegen. Täglich kamen einige Mönche, um mit ihr zu disputieren; da diese nichts ausrichteten, schickte man ihr einen jesuitischen Doktor auf den Hals. Die jungen Coligny baten nun den Rat, er möge sich beim Herzog für die Freilassung ihrer Mutter verwenden. Der Rat erfüllte die Bitte und erhielt darauf folgende Antwort aus Turin: Es ist nicht richtig, daß die Frau von Coligny um ihres Glaubens willen drangsalirt wird. Sie wohnt mit ihren unmündigen Kindern etwa 100 Schritt vom Schloß und kommt öfters zum Besuch der Herzogin. Es kommt kein Priester zu ihr, außer wenn sie ihn verlangt, man hat noch nicht versucht, sie zum Übertritt zu drängen. Dagegen kann die Forderung sie freizulassen mit Rücksicht auf die Ruhe im Lande nicht erfüllt werden. — Da trotz dieser Versicherungen die Drangsalirung der unglücklichen Frau nicht aufhört, und der Herzog plant, sie der spanischen Inquisition in Rom zu übergeben, vereinigt sich Basel mit Bern, dem Kurfürsten von Sachsen und dem Pfalzgrafen Johann Casimir zu einer gemeinsamen Intervention in Turin. Der bernische Gesandte übergibt dem Herzog das Schreiben der vier Mächte und kann wenigstens das schlimmste, die Überführung nach Rom, verhüten.

Colignys Söhne gingen im Sommer 1574 nach Bern, dafür kam nach Basel der junge Prinz Heinrich Condé mit dem Herzog von Nemours und vielen andern vornehmen Herren. Der Prinz, der sich mit seinem Vetter Heinrich von Navarra in der Bartholomäusnacht durch den Übertritt zur katholischen Kirche das Leben erkauft hatte, war aus der Gefangenschaft entflohen und in Straßburg wieder zum evangelischen Glauben zurückgekehrt. Jetzt siedelte er nach Basel über und schlug seine Wohnung im Engelhof am Nadelberg auf. Noch ist uns das Condé-Zimmer erhalten, an dessen Fenster die prächtige Glasscheibe hängt mit dem Lilienwappen und der In-

schrift: Heinrich von Bourbon, von Gottes Gnaden, Prinz von Condé, Herzog von Enghien, Pair von Frankreich, Beschützer der gallischen Kirche. Das war nun eine unruhige Zeit, welche dieser fürstliche Besuch über Basel brachte. Der Rat hatte zwar dem Prinzen von Anfang an das Versprechen abgenommen, sich „aller heimlichen Praktiken“ zu enthalten, aber das hinderte Condé nicht, die hugenottische Partei in Frankreich nach wie vor zu leiten. Da gingen fast täglich die Kouriere nach Tours zu Heinrich von Navarra, zu Wilhelm von Oranien, zum Pfalzgrafen Johann Casimir und nach Straßburg. Auf der oberen Hauensteinstraße konnte man oft die eleganten französischen Kavaliere nach Bern reiten sehen zum Besuche der Coligny. Wenn im Engelhof das Geld ausgegangen war, nahm man ein Darlehen bei der Stadt Basel auf. Der Rat mochte sehen, wie er es wieder bekam. Bald wurde auch von auswärts Beschwerde gegen den Aufenthalt des Prinzen in Basel erhoben. Die katholischen Orte beklagten sich über die politischen Umtriebe Condés. Von Mömpelgard kam die Nachricht, es sei auf dem Gebiet der Stadt ein Gesandter König Heinrichs III., der nach Polen reiste, überfallen und ausgeplündert worden. Der Verdacht ruhte auf Edelleuten aus dem Gefolge Condés. Als Mitte Juli 1575 von den abenteuerlustigen Franzosen ein Streifzug nach der Freigravschafft geplant wurde, und der Rat davon erfuhr, ordnete er eine Ratsgesandtschaft an den Prinzen ab. Am 20. Juli erschienen im Engelhof die Ratsherren Heinrich Petri, Lur Iselin und der Stadtschreiber Emanuel Ryhiner.*) Sie tragen dem Prinzen vor, daß Basel mit der Krone Frankreich verbündet und auch gegenüber der spanischen Freigravschafft durch alte Verträge verpflichtet ist, so daß solche Unternehmungen, wie sie in der Umgebung des Prinzen geplant werden, die Stadt in große Verlegenheit bringen. Wenn der Plan zur Ausführung komme, werde Basel die Gäste ausweisen. Condé versichert in den höflichsten Ausdrücken, er werde sich den Wünschen des Rates fügen. — Auch der Bevölkerung zu Stadt und Land wurde die vornehme Gesellschaft bald lästig. Die Baselbieter beklagten sich, daß die Edelleute rücksichtslos durch ihre Felder und Wiesen ritten und unterwegs allerlei Unfug trieben. Die Regierung von Solothurn schrieb an den Rat, ihre Bauern seien so erbittert über die Ausführung der Franzosen, welche bei ihren Besuchen in Bern durch solothurnisches Gebiet kämen, daß sie Gewalt mit Gewalt vertreiben würden. Die Bürger in der Stadt fühlten sich verletzt durch den Hochmut und den liederlichen Lebenswandel der Gäste. Sie waren erstaunt und gekränkt, daß Leute, die um ihres Glaubens willen aus der Heimat flohen, sich durch Üppigkeit und Unfittlichkeit hervorthaten. Schließlich führte auch die Geistlichkeit, welche ganz unter dem Einfluß des lutherischen Antistes Sulzer stand, einen geheimen Kampf gegen die Hugenotten, weil sie durch die Gründung einer eigenen

*) Siehe Titelbild; dasselbe stellt das Condézimmer im Engelhof dar in seinem heutigen Zustande.

Gemeinde und die Abhaltung des calvinistischen Gottesdienstes ihre Unzufriedenheit erregt hatten. Condé verließ deshalb die Stadt im August 1575 und wandte sich nach Straßburg.

Kaum war der Rat durch die Abreise Condés aus einer unangenehmen Situation befreit, so entstanden ihm aus den Kreisen der Bürgerschaft selbst Schwierigkeiten. Der Hauptmann Balthasar Jrmey, Sohn des bekannten Niklaus Jrmey, nahm bei Heinrich III. Kriegsdienste und sammelte in Dornach ein Fähnlein aus Basler Bürgern und Unterthanen, um mit den Truppen, welche die katholischen Orte dem König stellten, nach Frankreich zu ziehen. Der Rat hatte eben ein strenges Verbot gegen den französischen Kriegsdienst erlassen; denn der Feldzug des Königs war gegen die Hugenotten gerichtet und diese erhielten ihrerseits Zuzug von den Bernern. Das Basler Fähnlein konnte also leicht in den Fall kommen, gegen seine protestantischen Mit Eidgenossen kämpfen zu müssen. Der Bürgermeister Buonaventura von Brunn schickte Boten nach Dornach und bedrohte die Ungehorsamen mit den schwersten Strafen; sie gehorchten nicht. Auch als der Bürgermeister, der Jrmey's Pathe und Vormund gewesen war, persönlich in einem Schreiben an Jrmey diesen dringend bat, doch seine Vaterstadt nicht in Schande zu stürzen, richtete er nichts aus. Jrmey zog mit seinem Fähnlein zum Regiment der katholischen Städte, das von dem Solothurner Zur Matten angeführt war. In der Dauphiné stieß das Regiment der katholischen Länder zu ihnen. Aber der Feldzug war ein unglücklicher. Während des Winters 1574—75 litten die Schweizer furchtbar unter Mangel und Krankheiten. Sie wurden schlecht bezahlt und verproviantiert. Jeden Augenblick wechselte das Oberkommando, so daß sie sich in fruchtlosem Hin- und Hermarschieren abmüdeten. Als am 13. Juni 1575 die beiden Regimenter von Chatillon nach Die marschierten, wurden sie in einem Hohlweg von den Hugenotten unter Montbrun plötzlich angegriffen und erlitten eine schwere Niederlage. Fast wehrlos waren sie der hugenottischen Reiterei preisgegeben. Es fielen der Oberst Jnderhalden, 10 Hauptleute und über 300 Gemeine. Noch größer war die Zahl der Verwundeten und Gefangenen. Verloren gingen die Fahnen von Schwyz, Uri, Luzern, Zug, Freiburg und Rapperswyl. Der Hauptmann Jrmey ward dadurch gerettet, daß er während des Kampfes krank in seinem Zelte lag. Von seinen Leuten waren viele tot oder verwundet. Die Geschlagenen retteten sich nach der festen Stadt Die und hatten hier noch eine lange Belagerung durchzumachen, bis sie durch ein französisches Entsatzheer „uß der hungrigen Löwengruben und egyptischen Gefangnuß“ erlöst wurden. — Als Jrmey im Sommer 1576 mit dem kläglichen Rest seiner Mannschaft zurückkehrte, brachte er einen Brief von Heinrich III. an den Rat mit. Dieses Schreiben ist ganz bezeichnend für den Charakter dieses Königs. In heuchlerischen Worten dankt er dem Rat dafür, daß er ihm Mannschaft geschickt und bittet ihn um fernere Unterstützung, während er doch genau wissen muß, wie peinlich der Basler

Regierung Jrmys Wegzug war. Jrmyn wurde in Basel ins Gefängnis gesteckt, aber nach einiger Zeit wieder herausgelassen; auch gab man ihm sein Vermögen, das konfisziert worden war, wieder heraus.

Wenn der Rat nicht strenger gegen ihn vorging, so verriet er damit seine Ohnmacht gegen die in einigen Familien noch immer herrschende Sitte oder Unsitte des fremden Kriegsdienstes. Befand sich doch ungefähr zu gleicher Zeit ein anderer Jrmyn in niederländischen Diensten; auch in den Berner Fähnlein, die mit dem Pfalzgraf Johann Casimir im Jahre 1576 den Hugenotten zu Hilfe zogen, waren mehr als hundert Basler. In den meisten Fällen solchen unerlaubten Solddienstes wußten die Häupter um die Sache, aber man drückte die Augen zu; oft auch gaben die Kriegslustigen ihr Bürgerrecht auf und nahmen es nach ihrer Rückkehr wieder an. Zur Entschuldigung sowohl der Abenteuerlust in der Bürgerschaft, als der Schwäche in den Regierungskreisen, muß gesagt werden, daß Basel an der großen Straße lag, auf der während der ganzen Zeit der Hugenottenkriege die Heere gingen und kamen. Was aus Süddeutschland nach Frankreich, aus der Freigravschafft nach den Niederlanden zog, flutete an Basels Mauern vorbei und nahm oft den Weg durch die Stadt. Und wenn der Anblick der durchziehenden Scharen manchen verlockte, die Heimat zu verlassen, so zog doch auch die Stadt ihre großen Vorteile aus solchen Truppendurchmärschen. Mit kluger Berechnung legte der Kaufmann Vorräte von Proviant und Munition an, der Handwerker fand reichlichen Verdienst, das Landvolk setzte Korn und Wein zu guten Preisen ab, und manches Baselbieterbäuerlein erhandelte sich um einen Spottpreis ein stattliches Ross, dessen kriegerischer Herr den Erlös noch am gleichen Abend dann in der Trinkstube draufgehen ließ. Ein Lieferungsvertrag zwischen einem Herrn von Malory und der Stadt verlangte täglich: für einen Fußknecht 1 Pfund Brot, 1 Maß Wein, 1½ Pfund Rindfleisch; für einen Reiter 1½ Pfund Brot, halb weißes, halb gemeines, 2 Pfund Fleisch, halb Rindfleisch, halb Hammelfleisch, 2 Maß Wein. Die Traktation der Obersten und Hauptleute war der Discretion des Rates überlassen. Besonders gute Geschäfte machten die Basler Schiffer. Da die österreichische Regierung im Breisgau keinen Durchpaß gewährte, wurde soviel wie möglich der Wasserweg benutzt.

Natürlich brachten die Kriegszeiten auch Unangenehmes: Seuchen, Kaufhändel, Verwüstung von städtischen Besitzungen. Und da die Basler bei ihren Geschäften keinen Unterschied zwischen Freund und Feind machten, kamen bald von dieser, bald von jener Seite Beschwerden über die Begünstigung des Durchzuges. Besonders erzürnt über Basel waren die katholischen Orte, weil es im Sommer 1579 den Aufenthalt des Herrn von Malory auf seinem Gebiet duldete und begünstigte. Auf einer Konferenz der katholischen Orte zu Luzern trafen Klagen gegen Basel ein von der österreichischen Regierung, dem Bischof von Basel und der Freigravschafft, welche sich durch die Nähe des

hugenottischen Heeres unter Malory bedroht fühlten. Die Urkantone behaupteten, durch den Aufenthalt dieses Heeres in der Nähe von Basel werde die Zufuhr von Korn aus dem Elsaß abgeschnitten, so daß bei ihnen Teuerung und Not herrsche. Die VII Orte beschloffen deshalb eine allgemeine Tagsatzung einzuberufen und Basel wegen seines trotzigen Benehmens zu verweisen. — Die allgemeine Tagsatzung findet am 15. November statt. Schultheiß Ludwig Pfyffer greift die Basler Gesandten Remigius Fäsch und Marx Kufinger heftig an, weil ihr Ort 4 Monate lang ein fremdes Heer in seiner Nähe duldet, ohne die andern Eidgenossen davon zu benachrichtigen und weil es den Aufenthalt dieser Truppen begünstigt. Nicht ohne Ironie fügt er hinzu: Als vor 10 Jahren der Pfalzgraf von Zweibrücken in die Nähe der Stadt rückte, hat Basel die ganze Eidgenossenschaft in Aufregung gebracht und ist um die Hilfe der andern Orte froh gewesen. Die Basler Ratsherrn erwidern: Das Heer des Herrn von Malory ist für Wilhelm von Dranien bestimmt. Da aber der Heerführer mit den verschiedenen Regierungen wegen des Durchpasses unterhandeln muß, kann er seinen Marsch nicht fortsetzen. Basel gewährt allen Truppen den Durchpaß, da seine Kaufleute und Schiffer daraus Vorteil ziehen. — Die Tagsatzung beschließt, daß fortan kein Ort fremden Herren den Durchpaß bewilligen soll, ohne die andern Orte vorher zu verständigen.

Wenn sich Basel in diesem Punkt eine Ausnahmestellung gegenüber den andern Orten herausnahm, so gab ihm seine exponierte Lage dazu das Recht. Die andern Orte zahlten ihm auch keinen Heller daran, wenn es fremde Fürsten, die in jener Zeit oft durch die Stadt reisten, bewirten und beschenken mußte. Für solche Fürstenbesuche hatte sich mit der Zeit ein eigentliches Ceremoniell mit verschiedenen Abstufungen ausgebildet. Als im Jahre 1576 die Königin Elisabeth von Frankreich, Witwe Karls IX., mit dem Bischof Johann von Straßburg und dem Herzog Wilhelm von Bayern auf der Durchreise von Wien in die Stadt kam, wies man ihr das Haus des Ratsherrn Franz Rechburger als Wohnung an und schickte zu ihrem Unterhalt Malvasier, Hafer und Hochwild. Der päpstliche Nuntius für die Schweiz, Buonomini, Bischof von Vercelli, wurde, als er 1581 im bischöflichen Hof abstieg, weder begrüßt noch bewirtet, weil er incognito reiste. Er war aber ein so höflicher Mensch, daß er sich auch für diese Nichtbewirtung revanchierte, indem er auf der Rückreise nach Rom den baslerischen Landvogt in Mendrisio, Burkhard Kippel, zum Mittagessen einlud und ihn versicherte, es habe ihm in Basel ausnehmend gut gefallen. Etwas größeren Eifer entwickelte der Rat beim Besuch des Herzogs Ludwig von Württemberg und des Grafen Friedrich von Mömpelgard, welche beide ihre Gemahlinnen mitbrachten. Sobald sich der fürstliche Zug vor dem Riehenthor zeigte, wurden auf der Riehenschanze, auf dem Lindenberg und auf der Pfalz zwei Kanonenschüsse abgefeuert, am Thor standen zwei „gerüstete Mannen“. Einige Stunden nach der Ankunft machte der Geheime Rat den Fürstlichkeiten seine Aufwartung,

der Ratschreiber hielt die Begrüßungsrede und meldete die Geschenke an. Jeder Fürst erhielt ein Fuder Wein, 12 Säcke Haber und 2 Salmen, jede Fürstin 2 Flaschen Malvasier und 2 lebende Salmen in einem Zuber. Die Grafen und Freiherren der Begleitung erhielten jeder zwei Kannen Wein. Als die Herrschaften nach Mömpelgard weiterreisten, wurde vom Spalenthor und den beiden nächsten Thürmen so lange geschossen, bis die letzten des Zuges beim heiligen Kreuz waren. Im Gefolge solcher durchreisender Fürsten erschien immer eine Anzahl Verbannter und Geächteter aus der Stadt, welche dann auf Fürbitte ihrer Protektoren begnadigt wurden.

Die Beziehungen Basels zum französischen Hof waren noch immer korrekt, obwohl man sich im Stillen über jeden Erfolg der hugenottischen Waffen freute und der Rat den Kriegseifer der Jungmannschaft oft nur mit Mühe dämpfen konnte. Im Jahre 1582 beteiligte sich Basel an einer Gesandtschaft, die zur Bundeserneuerung mit Heinrich III. nach Paris reiste. Diese Gesandtschaft, bei der alle Orte außer Zürich vertreten waren, wurde besonders glänzend empfangen. Die Ohnmacht des regierenden Königs verriet sich deutlich genug dadurch, daß nicht er allein mit den Gesandten verhandelte, sondern alle jene Großen, die ihm die Zügel der Regierung schon entrisen hatten oder noch zu entreißen gedachten, die Schweizer bei sich begrüßen wollten. So wurden die Gesandten von einer berühmten Persönlichkeit zur andern geschleppt, und lernten in einer Woche alles kennen, was daran arbeitete, Frankreich zu verderben. Das erste Gastmahl fand am 1. Dezember beim Herzog von Guise statt und die Abschiedsaudienz bei Katharina von Medici am neunten. Der Basler Gesandte Balthasar Jrmj hatte auch in diesen Bundesvertrag die Klausel aufnehmen lassen, daß sein Ort nicht verpflichtet sei, gegen die Hugenotten zu ziehen. Aber bei der Feigheit Heinrichs III. und seiner wankelmütigen Haltung zu den beiden sich bekämpfenden Parteien, war es für die eidgenössischen Orte oft schwer, die Absichten des königlichen Hofes zu durchschauen. So konnte es geschehen, daß Bern und Basel im Sommer 1585 dem König einige Fähnlein bewilligten, weil er ihnen mitgeteilt hatte, er führe gegen die Guisen Krieg. Die Berner und Basler zogen also fröhlich mit den Solothurnern nach Frankreich im Regiment des freiburgischen Obersten von Landten-Heydt. Als sie aber nach Stampes kamen, erschien der König in ihrer Mitte und teilte ihnen mit, er habe mit den Guisen Frieden geschlossen, sie sollten jetzt mit ihm gegen Heinrich von Navarra ziehen. Die Hauptleute der protestantischen Fähnlein waren entrüstet. Sie weigerten sich weiter zu ziehen und schickten Gilboten in die Heimat, um zu fragen, was sie thun sollten. Der Basler Hauptmann wartete aber die Abberufung nicht ab, sondern trat auf eigene Faust den Rückmarsch an. Die Berner folgten und nahmen zum großen Ärger des Regimentsobersten noch eine Abteilung Freiburger mit. Im Bern- und Baselsbiet aber nannte man diesen verfehlten Feldzug den „Lämpiskrieg“, weil die Truppen nicht weiter als bis Stampes gekommen waren.

III.

Der unglückliche Feldzug des Regimentes Rhyner.

Das Zusammentreffen mit Heinrich III. in Stampes hatte den Baslern die ganze Erbärmlichkeit dieses letzten Valois gezeigt. Immer mehr drängte die Bürgerschaft auf eine entschiedenere Stellungnahme für die Hugenotten hin. Auf die katholischen Miteidgenossen brauchte man keine Rücksicht mehr zu nehmen, seitdem sie in dem Streit zwischen Basel und dem Bischof Christoph Blarer diesen bösen Feind der Stadt unterstützten und den Streit durch einen Schiedsspruch zum Nachteil Basels entschieden hatten. Durch diesen Schiedsspruch vom Jahre 1585 verlor Basel seine Machtstellung im Jura und mußte alle protestantischen Gemeinden des Bistums, die es in sein Burgrecht aufgenommen hatte, preisgeben. Eine große Erbitterung gegen die katholischen Orte bemächtigte sich der Bürgerschaft, welche schon von einer Teilung der Eidgenossenschaft und der Gründung eines neuen Bundes mit Zürich, Bern, Mülhausen und Straßburg redete.

In dieser Zeit finden wir auch die ersten Beziehungen Basels zu dem Manne, auf den in den Tagen der Not die Augen der ganzen protestantischen Welt gerichtet waren, zu Heinrich von Bourbon, König von Navarra. Er war, da Heinrichs III. Ehe kinderlos blieb und dessen jüngerer Bruder, der Herzog von Anjou am 11. Juni 1584 starb, der Erbe des französischen Thrones. Heinrich III. hatte ihn als Nachfolger anerkannt, unter der Bedingung, daß er katholisch werde, aber die Guisen und mit ihnen die streng altgläubige Partei des Landes wollten nichts von dem Kezer wissen. Sie schlossen mit König Philipp II. von Spanien einen Bund, die Ligue genannt und gelobten sich mit allen Mitteln die Thronbesteigung Heinrichs von Navarra zu verhindern. Heinrich III. neigte mehr auf die Seite Navarras, aber die Übermacht der Guisen und der Trotz seiner fanatisch altgläubigen Hauptstadt zwangen ihn, offiziell gegen Heinrich von Navarra Stellung zu nehmen. So mußte der bourbonische Prinz zugleich um den Thron und für die Sache des Evangeliums kämpfen. Aber er war in diesem Kampfe nicht allein. Was in Europa sich gegen die spanisch-katholische Weltherrschaft auflehnte, scharte sich um ihn. England und Holland gaben Geld und Schiffe, die deutschen evangelischen Fürsten schickten ihre Landsknechte und Reiter. Sollte da die protestantische Eidgenossenschaft zurückbleiben! Als man hörte, Navarras Feinde seien so mächtig, daß er sich ihrer kaum erwehren könne, beschloßen

die protestantischen Orte auf einer Konferenz zu Arau, es solle in jeder Stadt an den Tagen, da in den Kirchen gepredigt werde, aus jeder Haushaltung wenigstens eine Person dem öffentlichen Gottesdienst beiwohnen und für die Erhaltung des Evangeliums in Frankreich und des Friedens in der Eidgenossenschaft beten. Man schickte im Frühling 1586 eine Gesandtschaft an den König, ihn zu bitten, daß er sich von den Feinden Navarras trenne. Sie kehrte unverrichteter Dinge zurück. Von Basel waren die Ratsherren J. J. Oberried und Hemigius Fäsch Gesandte gewesen. Jetzt, nachdem die diplomatische Intervention erfolglos geblieben war, hatte sich der Rat zu entscheiden, ob er auch mit der That für die Sache Navarras einstehen wollte. War Basel schon vorher, durch seine exponierte Lage, wie kein anderes Ort in die Wirren der Hugenottenkriege hineingezogen worden, so konnte es jetzt, nachdem der Kampf halb Europa ergriffen hatte, unmöglich mehr die Neutralität bewahren, zu der seine Politik sonst gerne neigte.

Mit dem klaren Blick des großen Staatsmanns und Feldherrn hatte Heinrich von Navarra erkannt, wie günstig diese Stadt gelegen sei als Ausgangspunkt für seine Unterhandlungen mit den deutschen Fürsten und als Sammelplatz für die deutschen und schweizerischen Hilfsheere. Dorthin schickte er seine Agenten und Werbeoffiziere und trat in direkten Verkehr mit den Häuptern der Stadt. Wenn man den lebhaften Briefwechsel verfolgt, der seit dem Jahre 1585 zwischen Heinrich von Navarra und Basel besteht, gewinnt man den Eindruck, es seien die Beiden durch ein Freundschaftsverhältnis verbunden, wie es in der Basler Geschichte einzig dasteht. Und doch konnten es ja nur politische Gründe sein, die Heinrich an Basel fesselten, war er doch selbst nie in der Stadt und lernte von Baslern höchstens einige Ratsgesandte und eine Anzahl Offiziere kennen. Aber darin lag eben und liegt noch immer das Überwältigende im Wesen dieses Mannes, daß er in alles, was er that, seine eigene Persönlichkeit ohne Phrase und Heuchelei hineinlegte, daß er nie König war ohne auch Mensch zu sein. Seine Briefe schrieb er womöglich immer selbst, und er schrieb sie nicht im Hoftil, sondern in der Sprache des Herzens. Der erste Brief datiert vom 20. April 1585. Nachdem Heinrich die Lage der Hugenotten auseinander gesetzt hat, schließt er mit den Worten: „Und dieweil ich gewiß bin, ihr werdet in einem so heiligen Werk nicht die Letzten sein, fürnehmlich wegen der herzlichen Begierde und Liebe, so ihr zu Gottes Ruhm und Herrlichkeit traget auch guten Willen und Gesinnung zu der Krone Frankreich, welcher eure Nation standhaftig und männlich gedient. So bitte ich euch im Namen und aus Kraft dieses so heiligen und notwendigen Werkes ihr wollet obgedachte unsre Macht mit eurem Mittel und Zuthun auch mehrern und stärken und uns eine Anzahl Kriegsvolkes bewilligen, welche euch bei unsern gemeinsamen Feinden in Ansehen bringen und berühmt machen werden und das von wegen des alten löblichen Namens, Reputation und Ruhms so die Eidgenossen jederzeit in

Kriegen erhalten, da sich zu keiner Zeit ein besserer und feinerer Anlaß erzeigen könnte der wahren und echten Liebe, die ihr euren Nächsten und Brüdern zu beweisen schuldig, ein wirkliches Zeichen zu geben.“

Basel hatte seinen prinzipiellen Standpunkt in der Frage der Hilfsleistung bereits erklärt, indem es an einer Konferenz zu Magdeburg teilnahm, die im Herbst 1585 stattfand und auf der eine gemeinsame Aktion der deutschen und schweizerischen Protestanten zu Gunsten Navarras beschlossen wurde. Allein mit der Absendung von Hilfstruppen zögerte der Rat noch aus Rücksicht auf das Bündnis, das noch immer mit der Krone Frankreich bestand. Unterdessen duldete man aber, daß Navarras Gesandter, Herr von Clermont mit einem ganzen Trupp von Agenten und Werbeoffizieren in Basel sein Hauptquartier aufschlug und von hier aus einen großen Hilfszug organisierte. Das Heer sollte bestehen aus 30,000 Deutschen, hauptsächlich Reitern, unter dem Grafen Dohna, 15,000 protestantischen Schweizern unter dem Befehl des Herrn von Clermont und 3000 hugenottischen Reitern unter dem Herzog von Bouillon, der zugleich Oberfeldherr war. Es wurde Frühjahr 1587, bis die Deutschen sich am Rhein gesammelt hatten, wo sie auf den Zuzug aus der Schweiz warteten. In der Eidgenossenschaft herrschte großer Kriegseifer. Aus den katholischen Orten zogen drei Regimenter nach Frankreich in den Dienst Heinrichs III. Sie konnten dies leichtens thun; denn sie zogen dem König zu Hilfe gemäß den alten Verträgen, wenn sie auch thatsächlich von der Ligue herbeigerufen worden waren und den Guisen mehr gehorchten als dem König. Für die protestantischen Orte lag die Sache anders, sie führten, streng genommen, die Waffen gegen eine verbündete Macht, und so suchten sie wenigstens den guten Schein zu wahren. Alle Regierungen verboten ihren Bürgern und Unterthanen sich für den Krieg in Frankreich anwerben zu lassen, und als sie auf der Tagsatzung wegen heimlicher Rüstungen von ihren Gegnern zur Rede gestellt wurden, beriefen sie sich auf dieses Verbot und spielten die Entrüsteten. Und doch kamen in wenigen Wochen 12,000 Mann aus den protestantischen Orten zusammen. Es bildeten sich drei Regimenter: ein Berner Regiment unter dem Oberst von Tillmann, ein Zürcher Regiment unter Kaspar Krieg und ein Basler Regiment unter Oberst Friedrich Ryhiner. Dieser Ryhiner war von Beruf Arzt und Meister zu Gartnern. Er hatte seinerzeit von der französischen Krone ein Salzlehen erhalten und betrieben; der Vertrag war ihm aber plötzlich gekündigt worden, so daß er dadurch sein Vermögen verlor, das sich auf 200,000 Kronen belief. Er hoffte auf einem Feldzug einen Teil des verlorenen Geldes wieder gewinnen zu können und übernahm die Sammlung eines Regiments. Aus Stadt und Land eilten die Kriegslustigen zu den Fahnen, die Zahl der Basler im Regiment Ryhiner wird auf 1500 angegeben.

Eine merkwürdige Rolle spielte dabei die Regierung. Unmöglich konnten die Rüstungen ohne ihr Wissen vor sich gehen, und doch versicherte sie nach

allen Seiten, sie wisse von nichts. Noch am 20. Juni 1587, als die Truppen marschbereit waren, schrieb Bürgermeister Ulrich Schultheß offiziell an Heinrich von Navarra, man werde niemals gegen die königliche Majestät von Frankreich zu Felde ziehen. Um den Schein völlig zu wahren, werden Ryhiner und seine Hauptleute, Hans Jakob und Tobias Frey, Stehelin, Meyer, Dußmann und Wenz vor den Geheimen Rat geführt, und es wird ein eigentlicher Prozeß gegen sie eröffnet. Ryhiner muß sein Bürgerrecht aufgeben, so daß man für ihn keine Verantwortung mehr hat; die Hauptleute werden ins Gefängnis gesteckt, aber nach einigen Tagen wieder entlassen. Den gemeinen Soldaten wird kein Hindernis in den Weg gelegt, dagegen sollen die Mitglieder des großen Rates, welche mitziehen, abgesetzt werden.

Die drei Schweizerregimenter und die hugenottischen Reiter unter Clervant sammelten sich im Bistum, das einige Wochen schwer unter Not und Teuerung zu leiden hatte. Die Franzosen hielten sich nicht an die mit dem Bischof abgeschlossenen Verträge und plagten die Einwohner. Ein Hilferuf nach dem andern ging von Bruntrut nach Basel. Der Rat schickte zwei Gesandte, Fäsch und Löffler, an Clervant. Sie richteten aber nichts aus und meldeten von den französischen Offizieren: „was sie zugesait und versprochen haben, wird gehalten, wie der Welschen Brauch ist.“ Die katholischen Orte, bei denen sich der Bischof beklagte, wälzten die Schuld an den Zuständen im Bistum auf Basel. In einem Schreiben derselben an Basel steht der nicht gerade sehr liebenswürdige Satz: „Wir geben Euch zu bedenken, ob dergleichen Sachen zur Erhaltung und Pflanzung eidgenössischer Treue und Liebe, Friede, Ruhe und Einigkeit, deren Ihr Euch jederzeit so vielfältig gegen uns erklart und bezeugt, dienstlich sei oder nicht.“ Basel kam der Aufforderung nach, die das Schreiben enthielt, dafür zu sorgen, daß Clervant mit seinen Truppen das Bistum verlasse. Aber da kam es schön an. Clervant antwortete: Basel höre auf jedes Jammergeschrei und gehe darauf aus, Clervants Reputation und guten Namen zu „vertrucken.“¹¹ Von jetzt an werde er weniger rücksichtsvoll sein. Seine bisherige Rücksicht sei freiwillig, er habe die Macht in Händen und könne nach Kriegerrecht mit Gewalt nehmen, was er jetzt kaufe. — Das hatte man nun von der offiziell so ängstlich festgehaltenen Neutralität, daß man von beiden Gegnern mit Mißtrauen behandelt wurde.

Zur Vermeidung ähnlicher Vorkommnisse trat nun der Rat in Unterhandlung mit der österreichischen Regierung in Ensisheim, um wenigstens den Durchmarsch der Schweizerregimenter durchs österreichische Elsaß zu regeln. Der Bürgermeister Ulrich Schultheß und die beiden Ratsherren Franz Rechburger und Remigius Fäsch unterzeichneten einen Vertrag, der die Marschrouten und die Lagerplätze der Truppen festsetzte. Die erste Nacht sollten die Regimenter bei Altkirch lagern, die zweite bei Mülhausen, die dritte bei Rufach und die vierte bei Reichenweyer. Den Proviant sollte die österreichische Regierung an den genannten Halteplätzen bereit halten. Der Basler Rat schickte zum

Regiment des Obersten Ryhiner den Ratsherrn Ulrich Merian, der dort die Rolle eines Aufsichtsrates spielen sollte. Es scheint nämlich, daß gerade der Basler Oberst seiner Aufgabe durchaus nicht gewachsen war. Er hielt die vorgeschriebenen Etappen nicht ein. Seine Fähnlein zogen ungeordnet durch das Land, und da sie keinen Proviant vorfanden, weil derselbe an bestimmten Orten aufgehäuft war, plagten sie die Bauern. Einzelne Abteilungen zogen es vor, die Reise auf dem Rhein zu machen und ließen sich von Basler Schiffern stromabwärts führen. Als das erste Schiff, auf dem sich der Bündner Hauptmann Salis und der Basler Hauptmann Wenz mit einem Duzend Soldaten befanden, bei Breisach vorbei wollte, wurde es von österreichischen Soldaten angehalten und die Mannschaft gefangen genommen. Auf die Beschwerde der Ensisheimer Regierung ordnete der Rat eine strenge Untersuchung an. Unter den Aktenstücken, die über den Vorfall berichten, sind besonders zwei interessant, der Bericht des Basler Schiffsmannes Jakob Neuenstein und derjenige des Stadthauptmannes von Breisach, Hans Rudolf von Schönau. Ersterer meldet: Auf dem Schiff waren nur harmlose Kaufleute, Waffen waren keine vorhanden, außer einigen Spießen. Nachts um 10 Uhr kamen sie nach Breisach, wo einige ans Land stiegen. Da wurde von österreichischen Soldaten auf sie geschossen und das Schiff angehalten. Die Obersten Schönau und Lichtenfels kamen aufs Schiff, stachen mit den Säbeln in allen Fässern und Ballen herum und führten die ganze Gesellschaft auf die Wachtstube. Dort brauchte Schönau arge Schmutzworte gegen den Basler Bürger Jakob Wenz. — Der Bericht Schönaus aber lautet: Die Soldaten stiegen bei Breisach ans Land und hielten die Büchsen mit den brennenden Luntten in der Hand. Als die Wache sie anrief, löschten sie die Luntten und sprangen ins Wasser. Die Wachen schossen auf die Fliehenden und drangen ins Schiff. Da sie dort Waffen und eine französische Fahne fanden, nahmen sie die Mannschaft mit auf die Wachtstube. Hauptmann Salis gab sich für einen Kaufmann aus und nannte erst später dem Bürgermeister im geheimen seinen Namen. Als die Gefangenen auf die Wachtstube kamen, gingen Schönau und Lichtenfels auf den Schiffsmann Neuenstein zu und machten ihm Vorwürfe, daß er gegen das Verbot fremdes Kriegsvolk auf dem Rhein fahre. Da rief Jakob Wenz, sie seien Basler und Freunde. Schönau antwortete: „Ja, ihr seid jetzt Freunde, weil ihr schwach und gefangen seid, aber wenn ihr beisammen und stark seid, seid ihr des Teufels Freunde; denn ihr brennt, raubt und stehlt.“

Kaum war der Breisacher Zwischenfall erledigt, so kamen eine Anzahl Basler, die aus dem Regiment Ryhiner desertiert waren, in die Stadt zurück. Der Rat ließ sie kommen und fragte sie nach dem Grunde der Desertion. Sie erzählten, der Herr von Clervant habe ihnen keinen Lohn ausbezahlt. Die Franzosen und auch viele Schweizer hätten aus Mangel angefangen zu stehlen. Dazu seien sie nicht in den Krieg gezogen, und darum hätten sie es vorgezogen in die Stadt zurückzukehren. Der Rat bestrafte sie mit vier

Tagen Gefängnis. Auch befahl er den Bögten auf der Landschaft, alle Deserteure aus den Dörfern in die Stadt zu schicken. Sie erhielten die gleiche Strafe wie die Bürger, auch nahm man ihnen die Waffen.

Das waren nun alles keine günstigen Vorzeichen für den großen Hilfszug. Die Schweizerregimenter vereinigten sich in der Nähe von Straßburg mit den Reitern Dohnas, und hier übernahm der Herzog von Bouillon den Oberbefehl über das gesamte Heer, das etwa 35,000 Mann zählte. Der Marsch ging durch Lothringen, wo man zum ersten Mal auf den Feind stieß. Der Herzog Heinrich von Guise griff die Invasionsarmee, welche der Mosel nach marschierte, bei Pont St. Vincent an. Die Schweizer, welche die Nachhut bildeten, stellten sich zum Kampf, und da das Fußvolk des Herzogs die Mosel noch nicht überschritten hatte, warfen sie nach kurzem aber heftigem Gefecht die guisische Reiterei über den Fluß zurück. Der Herzog selbst wurde am Kopf verwundet, als er einen seiner Freunde aus dem Wasser retten wollte.

Das war aber auch die einzige rühmliche That der Schweizer in diesem Feldzug. Denn auf dem allerdings äußerst beschwerlichen Marsch von der Mosel nach der Loire begann allmählich eine eigentliche Auflösung des Heeres. Französische und deutsche Reiter vertrugen sich schlecht, die Schweizer mißgönnten den Deutschen, daß diese immer bessere Quartiere hatten. Sold wurde keiner bezahlt, das Notwendigste fehlte, viele gingen barfuß und in zerfetzten Kleidern. Dafür wurde das Land, durch das man zog, aufs unbarmherzigste ausgezogen. Die erbitterten Bewohner erschlugen kleinere Abteilungen des fremden Heeres, und beständig umschwärmte die guisische Reiterei die Marschierenden. Krankheiten und Seuchen schwächten das Heer. Viele hundert Schweizer erlagen der Dysenterie. Vor allem fehlte es an der richtigen Führung des Heeres, da Navarra fern im Süden von Frankreich weilte. Der Herzog von Bouillon befolgte die Befehle Navarras nicht und schlug die falsche Straße ein, der Graf Dohna hatte bei seinen Truppen kein Ansehen. Bei den Schweizern war der Berner Tillmann, der fähigste Offizier, einer Krankheit erlegen. Rhiner wurde in einem Gefecht mit den Truppen Heinrichs III. gefangen genommen und wäre gehenkt worden, wenn sich nicht die Offiziere der katholischen Schweizerregimenter für ihn verwendet hätten.

Große Mutlosigkeit ergriff das Heer, als in der Nacht des 28. Oktobers Heinrich von Guise das Lager überrumpelte und viele erschlug. Gegen hundert Schweizer wurden in einem Schloß bei Vimory getötet und viele gefangen. Den Eidgenossen war der Krieg längst verleidet, und als sie an der Loire die drei Schweizerregimenter der katholischen Orte beim König sahen, und die wohlbekannten Banner von Luzern und Solothurn über den Fluß herüberwehten, da kam es wie eine schwere Versuchung über sie, den Miteidgenossen die Hand zu bieten. Schon desertierten einzelne und bettelten drüben Brot und Kleider. Immer lauterer Murren erhob sich bei den Soldaten, sie

wollten nicht gegen den König dienen. Oberst Ulrich von Bonstetten, der Nachfolger Tillmanns, begann Unterhandlungen mit dem König, und dieser erklärte sich bereit eine Abordnung der protestantischen Schweizertruppen zu empfangen. Am 20. November 1587 schlossen Oberst Ulrich von Bonstetten, Hauptmann Grebel von Zürich und Hauptmann Bälgi von Glarus mit dem König folgende Kapitulation: Die Obersten, Hauptleute und Gemeinen müssen dem König in Zugsordnung schwören, nie wieder gegen ihn die Waffen tragen zu wollen und darüber auch eine Verschreibung ausstellen. Dagegen zahlt ihnen der König den Sold für drei Monate aus, im ganzen 296,000 Kronen, giebt ihnen Tuch zur Bekleidung und sorgt für ihre Verpflegung. Er läßt sie durch einen besondern Kommissär und eine Abteilung seiner eigenen Schweizertruppen an die Grenze begleiten. Diese Kapitulation war so vorteilhaft als nur möglich; der König behandelte die Eidgenossen im feindlichen Heer, als ob sie in seinen eigenen Diensten ständen. Die eidgenössischen Unterhändler behielten sich aber noch die Genehmigung des Vertrages durch die Mannschaft ihrer Regimenter und die Verständigung mit Heinrich von Navarra vor.

Unterdessen hatten aber die Verbündeten der Schweizer von diesen geheimen Unterhandlungen erfahren und waren begreiflicherweise aufs äußerste erbittert. Es kam zu Wortwechselln zwischen den Führern, zu Thätlichkeiten unter den Soldaten. Die deutschen Reiter drohten die Schweizer in Stücke zu hauen, sie wagten aber keinen Angriff, da die drei Regimenter noch immer 8000 Mann zählten. Die Schweizer trennten jetzt ihr Lager von den Andern, um unabhängig in ihren Entschlüssen zu sein, und diesen Umstand benützte der Herzog von Guise, um in einer Nacht das isolierte Lager der Dohnaischen Reiter bei Auneau zu überfallen. Über 2000 Mann wurden getötet und das Lager erobert. In fluchtartigem Rückzug wandten sich die Geschlagenen der Grenze zu, verfolgt und zersprengt von den Reitern des Herzogs von Guise. Die schweizerischen Hauptleute beeilten sich die Kapitulation abzuschließen. Ohne die Befehle Navarras abzuwarten, aber im Einverständnis mit ihrer Mannschaft, gingen sie zum König über. Dieser ließ die 3 Regimenter oder vielmehr deren Trümmer durch das katholische Schweizerregiment Krepfinger an die Grenze geleiten. Das war nun das klägliche Ende des mit so großen Hoffnungen unternommenen deutsch-schweizerischen Hilfszuges, und während die geschlagenen Scharen in elendem Zustand der Heimat zuwanften, erfocht Heinrich von Navarra mit einer kleinen, aber auserlesenen Hugenottenschar den glänzenden Sieg von Coutras, wo der Herzog von Joyeuse mit der Blüte des katholischen Adels auf dem Schlachtfelde lag.

Es herrschte nicht gerade eine gehobene Stimmung in der protestantischen Eidgenossenschaft, als die Kunde vom Abfall ihrer Truppen eintraf. Heinrich III. hatte den IV Städten durch ein Rundschreiben den Abschluß der Kapitulation angezeigt. Am 25. Dezember schreibt nun auch Heinrich von Navarra an

Basel und beklagt sich bitter über den Treubruch der drei Regimenter: Ihre Fahnenflucht schade der gemeinsamen Glaubenssache und beslechte den Ruhm schweizerischer Treue und Tapferkeit, um so mehr als auf der feindlichen Seite die andern Eidgenossen redlich aushielten und alle Strapazen des Krieges geduldig ertrugen. Selbst die deutschen Landsknechte, auf welche die Schweizer so herabzusehen pflegen, lassen sich eher in Stücke hauen, als daß sie zum Feind übergehen. Vor allem haben die Schweizer das übrige Heer durch ihren Abzug in große Gefahr gebracht, namentlich den Prinzen Condé; die deutschen Reiter haben sie auf die Schlachtbank geliefert.

In den letzten Tagen des Jahres 1587 kamen die Basler mit unterschlagenen Fahnen und ohne Spiel in die Stadt zurück; sie wanderten direkt in das Gefängnis zu strenger Untersuchung. Mancher kehrte auch nicht mehr zurück, der ausgezogen war. Von den Bürgern waren 120 tot, viel größer waren die Verluste der Landschaft. Von 7 Viestalern waren noch 2 am Leben. — Aber die Basler sind nicht allein gekommen, mit ihnen erscheinen die geschlagenen Reiter Dohnas. Der Rat bewilligt dem Grafen, der persönlich in die Stadt kommt, den Durchpaß für seine Truppen. Das sind freilich keine Truppen mehr. Abgekehrte halbnackte Gestalten schleichen in Haufen zu 50 und 100 daher. Wer noch Kraft genug besitzt zur Weiterreise, verkauft den Bauern sein Roß und läßt sich von den Basler Schiffern den Rhein hinunterführen. Die Unglücklichen, die von Krankheit und Wunden erschöpft sind, füllen rasch Spitäler und Armenherbergen. Der Rat ist so weitherzig wie möglich gegen diese Leute. Den Schiffern wird befohlen, die Deutschen unentgeltlich auf dem Rhein zu fahren, die Wirte in den Herbergen werden angewiesen, ihnen so wenig wie möglich abzunehmen. Von denen, die in den Spitälern liegen, stehen viele nicht wieder auf. Täglich werden die Toten zu 10 auf Karren weggeführt und in Gruben verscharrt. Aus der Bürgerschaft fällt mancher der von den Soldaten eingeschleppten Seuche zum Opfer, die Preise der Lebensmittel gehen erschreckend in die Höhe, der Sack Kernen gilt 17 fl .

Und das sind noch nicht die schlimmsten Folgen des Durchmarsches der Dohnaischen Reiter. Ihnen auf den Fersen folgen die Truppen des Herzogs von Guise, der die Fliehenden durch die Freigrafschaft und das Bistum vor sich her getrieben hat. Während ein Teil des guisischen Heeres Mömpelgard belagert und das Schloß von Bruntrut besetzt hält, rücken 4000 Mann gegen Basel und den Sundgau. Der Rat fürchtet eine Überrumpelung und läßt die Stadt in Verteidigungszustand setzen. Die Obersten Balthasar Jrmj und Ludwig Meyer erhalten das Kommando über die Wachmannschaft, welche durch ein Freifähnlein verstärkt wird. Die Thore werden vermauert und mit je zwei Geschützen versehen. 34 Hochwächter müssen Tag und Nacht auf den 17 Türmen wachen. Dagegen sollen die Wachen vor den Thoren nachts die Feuer löschen, um dem Feind die Zugänge zu der Stadt nicht zu verraten.

Der schwächste Punkt der Stadt ist das Mauerstück zwischen Spalen- und St. Johanthor. Man läßt von Straßburg den berühmten Festungsbauer Daniel Sprünglein kommen und übergiebt ihm die Arbeiten an der gefährdeten Mauer. Er läßt den alten Turm „Luginsland“ am Petersplatz abreißen, und mit dem Abbruchmaterial, sowie mit dem Grien aus dem Deuchelweiher erstellt er ein neues Bollwerk, das mit Schanzen und Geschützen armiert wird. Die Landvögte sollen die Mannschaft der Ämter bereit halten, aus dem Farnsburgeramt kommen 300 Schützen in die Stadt. Zugleich ergeht ein Hilferuf an die Tagsatzung. Aber die katholische Mehrheit entwickelt begreiflicherweise keinen großen Eifer, ihre Fähnlein gegen die verbündeten Guisen ausziehen zu lassen. Nur Bern und Zürich sichern der Stadt für den Notfall Hilfe zu.

Umgekehrt soll Basel nach allen Seiten hin helfen. Graf Friedrich von Mömpelgard schickt Gesandtschaft über Gesandtschaft; denn Mömpelgard schwebt in großer Gefahr. Mülhausen meldet, daß 500 guisische Reiter in Illzach liegen und von der Stadt unter Drohungen eine Lieferung von Stockfisch, Kerzen, Seife und Futter für die Rosse verlangen. Basel giebt dem Stadthauptmann Thomann den Rat, den Feinden statt des Verlangten einige Kugeln aus den großen Büchsen zu schicken.

Es war ein trauriger Jahreswechsel für Basel, das Neujahr 1588. Vor den Thoren der Feind, und die Stadt angefüllt mit fremden Flüchtlingen, die Not und Teuerung über Stadt und Land gebracht hatten. Aber der Rat war seiner Aufgabe gewachsen. Hatte er durch kluge militärische Dispositionen die Stadt vor einem Handstreich von außen gesichert, so sorgte er bei der allgemeinen Verwirrung auch im Innern für Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung. Die üppigen Feste der Zünfte am Neujahrstag wurden verboten, von mittags 12 Uhr an durfte nicht mehr getrommelt werden. Dem Spital wurde die große „Gallerte“, die zu Schmausereien verleitete, abgesagt. Um Schlägereien zwischen Bürgern und Soldaten zu verhüten, wurde den letzteren verboten in die Zunft Häuser zu kommen.

Von den guisischen Truppen wurde Basel schließlich befreit durch den Herzog Ludwig von Württemberg und den Landgrafen von Hessen, die mit einem starken Heer den Rhein hinaufrückten; aber noch lange litt die Stadt unter den Folgen des unglücklichen Feldzuges von 1587. Eine Menge Klagen über das Benehmen des Regimentes Röhiner kamen erst jetzt vor den Rat. Die österreichische Regierung wies eine ansehnliche Rechnung vor über den Schaden, den diese Truppen in den elsässischen Dörfern angerichtet hatten. Da war sicherlich schwer zu untersuchen, besonders wenn einzelne Ortschaften unglaubliche Entschädigungssummen verlangten. Dann kam die große Untersuchung über die Kapitulation des Basler Regimentes. Schändliche Reden gingen unter den Heimgekehrten über die Aufführung einzelner. Von dem Leutnant Kaspar Hügin und dem Fähndrich Hans Weitnauer hieß es, sie

hätten sich „malefisch“ aufgeführt und sich durch Rauben und Stehlen hervorgethan, dergleichen noch nie von Eidgenossen gehört worden. Die gemeinen Soldaten klagten die Hauptleute an, sie seien an den deutschen Reitern zu Schelmen und Verrätern geworden und hätten sie ans Messer geliefert. Oberst Ryhiner und sämtliche Hauptleute wurden zu einem Jahr Gefängnis verurteilt, aber nach einigen Monaten auf Fürbitte Heinrichs von Navarra begnadigt.

Dieser Fürst war flug genug, den Abfall der drei Schweizerregimenter schnell zu vergessen. Ohne das Geld und die Truppen der IV Städte konnte er doch nichts ausrichten. Statt sie durch Vorwürfe zu erbittern oder zu entmutigen, suchte er sie immer mehr an sich zu fesseln. In seinen Briefen an Basel finden wir bald wieder den alten vertraulichen Ton. Am 15. Juni 1588 teilt er dem Rat den Tod des Prinzen von Condé mit, der von seinen Feinden vergiftet worden ist. Er klagt auch, daß ihm selbst mit Gift und Dolch nachgestellt wird, daß eben erst in Nérac ein gegen ihn gedungener Mörder verhaftet worden ist und ein umfassendes Geständnis abgelegt hat. Basel soll ihn in seiner Not nicht verlassen und daran denken, daß er aller Protestanten Bastei und Bollwerk ist.



IV.

Die Basler im Lager Heinrichs von Navarra.

Vielleicht hätte es sich Basel doch überlegt, die Bitte um thätliche Hilfe zu erfüllen, wenn nicht unterdessen in Frankreich selbst sich die Lage plötzlich zu Gunsten Navarras verändert hätte. Heinrich III. begann allmählich die

Früchte seiner wankelmütigen Politik zu ernten. Niemand im Reiche traute ihm mehr. Den Katholiken galt nicht er als der Vorkämpfer gegen die Hugenotten, sondern Heinrich von Guise. Dieser herrschte in Paris, als ob er König wäre, während Heinrich III. es kaum mehr wagte seine Hauptstadt zu betreten. Aber die letzte Regung beleidigten Monarchenstolzes vermochte dieser feigen Seele keinen andern Ausweg mehr zu zeigen als den Meuchelmord. Wie er einst mitgeholfen hatte, das mächtige Parteihaupt der Hugenotten, Coligny, auf die Seite zu schaffen, so entledigte er sich auch jetzt des Nebenbuhlers durch Meuchelmord. Am 23. Dezember 1588 wurde im Schloß zu Blois Heinrich Guise von den königlichen Leibwächtern umgebracht, einige Tage darauf sein Bruder, der Cardinal Guise, hingerichtet. Durch diese That büßte der König den letzten Rest von Ansehen ein, den er noch im Reiche besaß. Die Hauptstadt schloß ihm die Thore, die Universität erklärte ihn des Thrones verlustig, fast das ganze katholische Frankreich anerkannte als Oberhaupt Karl von Mayenne, den jüngsten Bruder der ermordeten Guisen. Der König wußte keinen andern Ausweg, als ins Lager der Hugenotten zu fliehen. Seit dem 1. März 1589 sind Heinrich von Navarra und Heinrich III. Verbündete im Kampf gegen die Ligue.

An diesem Kampf sollte auch die Eidgenossenschaft ihren Anteil haben. Gleich zu Anfang des Jahres 1589 hatte der König den Herrn von Sancy, einen außerordentlich fähigen Diplomaten, in die Schweiz geschickt, um 12,000 Mann anzuwerben, aber zugleich auch das Geld für die Besoldung der Mannschaft aufzunehmen. Zunächst mußte er das Geld haben. In Bern bekam er ein Darlehen von 100,000 Kronen unter der Bedingung, daß Bern die drei savoyischen Vogteien Thonon, Ternier und Gex besetzen dürfe. In Basel hatte er mehr Schwierigkeiten; denn die Krone Frankreichs schuldete der Stadt noch 60,000 Kronen, die zudem nie verzinst worden waren. Aber auf das Drängen Berns hin willigte der Rat schließlich in ein Darlehen von 20,000 Kronen zu 5 Prozent verzinslich, gegen Verpfändung des königlichen Salzhandels auf der Rhone und unter persönlicher Bürgschaft des Herrn von Sancy. Die Obligation ist übrigens nie vom König unterschrieben worden und wurde erst nach vielen Jahren von seinem Nachfolger anerkannt.

Nachdem man das Geld hatte, konnte die Truppensammlung vor sich gehen. Auf der Tagsatzung vom 15. März 1589 forderte der französische Gesandte für den König 12,000 Mann, kraft der bestehenden Verträge. Die Urkantone nebst Zug, Luzern und Freiburg lehnten ab, sie hatten bereits dem Herzog von Mayenne zwei Regimenter versprochen. Dagegen bewilligten die Truppen: Bern, Zürich, Glarus, von den katholischen Orten Solothurn und von den zugewandten Orten Graubünden. Basel gab erst am 24. März seine Zustimmung zur Bildung zweier Freifähnlein von je 300 Mann. Die Führung des einen übernahm Hauptmann Hans Spirex,

die des zweiten Bartholomäus Boheim. Ein solches Freifähnlein unterschied sich dadurch von den sogenannten kapitulierten Fähnlein, daß der Rat sich damit begnügte, die Hauptleute zu ernennen, im übrigen aber den Truppen freie Hand ließ und sich nicht um ihre Löhnung kümmerte, wie dies die Regierungen der kapitulierten Regimenter thaten.

In diesem Fall sorgte der Rat besonders gut für die Ausrüstung der Truppen. Er gab Waffen aus dem Zeughaus: 30 Büchsen, 20 Hellebarden und 250 Spieße für ein Fähnlein. Er erließ auch in den Vogteien und auf den Zünften ein strenges Verbot, daß jemand zu den Katholischen ziehe, damit nicht Basler gegen Basler kämpften. Den Gastwirten wurde untersagt fremde Kriegsknechte zu beherbergen, welche der Ligue zuziehen wollten. Auch die Ausfuhr von Waffen und Rüstungen nach den katholischen Kantonen wurde verhindert. Die Thorwächter durften nichts dergleichen zu den Thoren hinaus lassen. Der Rat von Straßburg hatte gemeldet, daß die Basler Jakob Lichtenhan und Luz Iselin in Straßburg große Mengen von Rüstungen gekauft hätten, um sie „dem Pfeifer von Luzern und andern papistischen Orten“ zu verkaufen. Sie wurden vor den Rat geführt und mußten schwören, den Verkauf zu unterlassen. Ihre Magazine wurden von da an genau kontrolliert. Außer den beiden Fähnlein Spirer und Boheim hatte sich noch ein drittes, wie es scheint ohne Auftrag des Rates, unter dem Hauptmann Ulrich Weitnauer gebildet, und im Juni hob der Rat auf das Drängen Berns noch ein viertes Fähnlein aus, das der Hauptmann Strub anführte. Da man keine Schützen mehr auf den Zünften fand, nahm man sie „vor den Thoren“.

So waren im Ganzen gegen 1200 Basler, Bürger, Unterthanen und Hintersassen auf dem Wege nach Frankreich. Die Gesamtstärke der schweizerischen Truppen, welche dem König zuzogen, betrug 12,000 Mann. Sie bildeten vier Regimenter unter den Obersten Erlach von Bern, Aregger von Solothurn, Wiechser von Glarus und Hartmannis aus Graubünden. Die Basler Fähnlein Strub und Weitnauer standen beim Regiment Wiechser, während die Fähnlein Spirer und Boheim keinem Regimentsverband eingefügt waren, aber mit den andern marschierten. Über die Erlebnisse dieser Basler Fähnlein sind wir nun ziemlich gut unterrichtet, da entweder die Hauptleute selbst oder der Feldschreiber Dufmann regelmäßige Berichte an den Rat abgehen ließen. Und wenn auch bei der damaligen Unsicherheit des Verkehrs mancher Brief verloren ging oder etwa auch ein Eilbote unterwegs erschlagen wurde, so bietet das, was uns noch erhalten ist, des Denkwürdigen genug.

Der Marsch ging nicht direkt nach Frankreich. Bern zuliebe, das eben mit Savoyen im Krieg lag, machte man einen Abstecher nach dem schönen Genfersee. Das erste Ziel dieses Feldzugs war das starke Fort de l'Écluse, das die Stadt Genf bedrohte. Nachdem ein Angriff der Berner mißlungen

war, wurden die Basler Hauptleute Weitnauer und Strub zum Sturm befohlen; auch sie wurden zurückgeschlagen. Tags darauf machte der Feind einen Ausfall auf die Basler, welche sich gut hielten, aber doch 12 Knechte verloren. Die Bestürmung des Forts wurde schließlich aufgegeben. Man wandte sich nach dem Pays de Ger und eroberte nach dessen Besetzung Thonon und Ripailles. Das Schloß Thonon wurde von den Baslern erstürmt, beim Sturm auf Ripailles fiel der Hauptmann Strub. An seiner Stelle übernahm der Hauptmann Onophrio Menzinger das Kommando. Da die Berner jetzt hatten was sie wollten, nämlich die savoyischen Landschaften südlich vom Genfersee, schlug Sancy den schweizerischen Hauptleuten vor, nach Frankreich zu ziehen. Das Bernerregiment blieb, die drei andern zogen durch das Waadtland, die Grafschaft Neuenburg und das Bistum nach dem Elsaß. Von Altkirch rückten sie in die Freigrasschaft und betraten am 8. Juni in Jussy an der Saône französischen Boden. Unterwegs desertierten einige Basler, sie wurden aber vom Rat wieder zurückgeschickt. In Jussy wurden die Schweizer mit Freundschaften empfangen. Von hier ging der Marsch nach der Seine. Als man bei Châtillon auf liguistische Truppen stieß, wollten die Schweizer gleich angreifen, aber ihr französischer General, Herr von Guitry erklärte, der König habe befohlen, sie sollten ohne Aufenthalt weiter marschieren und sich unterwegs in kein Gefecht einlassen. Die Kampflust der Regimenter ließ sich jedoch nicht immer zügeln. Der Mangel an Reiterei, welche den Marsch decken sollte, machte sich recht fühlbar. In der Nähe von Langres wurde die Kolonne von guisischer Reiterei überfallen und in Verwirrung gebracht. Das Solothurnerregiment litt am meisten, der Reisewagen des Obersten Aregger und das Gepäck der Hauptleute ging verloren. In Langres stieß Sancy mit 1500 deutschen Reitern und 2000 Landsknechten zu ihnen und führte das vereinigte Heer nach Poissy, wo zunächst Halt gemacht und ein Zeltlager errichtet wurde. Hier waren auch schon die französischen Truppen des Königs. Am 16. Juli erschien der König mit Heinrich von Navarra, dem Grafen von Soissons, den Marschällen Biron und d'Amont und 400 Edelleuten, um das Heer zu mustern. Die Truppen stellten sich in Schlachtordnung auf, es waren gegen 50,000 Mann. Die 34 Schweizer-Fähnlein waren in drei Treffen aufgestellt, rechts von ihnen die deutschen Landsknechte und Reiter, links die Franzosen. Bei jedem Haufen standen drei große Geschütze. Als der König mit seinem Gefolge erschien, wurden alle Kanonen und Handbüchsen abgeschossen, dann stürmte das ganze Heer auf den König los und machte wenige Schritte vor ihm Halt. Der König ritt die Front ab, und als er die Schweizer sah, fing er laut an zu weinen. Nachdem er sich die Augen gewischt hatte, gab er jedem Obersten und Hauptmann die Hand und ließ ihnen durch seinen Dolmetscher danken, daß sie ihm in seiner großen Not zu Hilfe gekommen seien; er wolle sie halten, wie er noch nie eidgenössische Truppen gehalten habe.

Heinrich III. hatte außer den frisch angekommenen drei Regimentern bereits ein katholisches Schweizerregiment in seinem Dienst, das der Oberst Gallati aus Glarus kommandierte. — Nach der Truppenschau brach das ganze Heer auf, um die Straße nach Paris zu gewinnen. Am 21. Juli langte das Heer vor der Stadt an. Der König schlug sein Quartier in St. Cloud auf, Heinrich von Navarra in Meudon. Alles war in froher Stimmung; denn der Herzog von Mayenne war nicht gerüstet. Man erwartete jeden Augenblick die Übergabe von Paris — da drang in die Zelte der Schweizerkrieger das Gerücht, der König sei ermordet worden. Der Dolch des Dominikanermönches Jaques Clément hatte am Morgen des 1. August dem letzten Valois die Todeswunde beigebracht, der er nach 18 Stunden erlag.

Als die schweizerischen Hauptleute ins Sterbezimmer vorgelassen wurden, sahen sie den Toten in einem weißen Atlaskleide auf dem Bette liegen, am Halse trug er eine blaue Seidenschnur mit einem goldenen Kreuz, in beiden Händen hielt er ein goldenes Kreuzifix. Zu seinen Füßen standen zwei silberne Leuchter mit brennenden Kerzen und ein silberner Weihwasserfessel. Zwei Harschiere bewachten die Leiche, und am Bett knieten 7 Mönche, die Tag und Nacht beteten. Unterdessen verkündeten vom Balkone des Schlosses die Marschälle Biron und d'Amont die Thronbesteigung Heinrichs von Navarra, und in den Lagergassen rief der Herold sein „le roi est mort, vive le roi!“ Als aber Heinrich, in glänzender Rüstung, umgeben von wenigen Getreuen, ins Sterbezimmer trat, beugten sich ihm nur wenige Kniee. Die katholischen Edelleute, die sich um ihren toten König geschart hatten, maßten mit finstern Blicken den Kezer, der die königlichen Lilien von Frankreich zu entweihen kam. — Im Hof war unterdessen Jaques Clément der Wut der Soldaten preisgegeben; man hatte ihn gefesselt in den Hof gelegt, daß ihn jeder mit den Füßen treten sollte, dann wurde er an vier Roffe gebunden und lebendig in Stücke gerissen.

Heinrich IV. war nur König von Frankreich, wo es Hugenotten gab. In Paris wurde Clément als Märtyrer gefeiert, und alles steckte die grünen lothringischen Farben der Guisen auf die Hüte. Die Hauptstadt des Landes anerkannte den Herzog von Mayenne als ihr Oberhaupt, während sie dem legitimen König die Thore schloß. Die Ligue erhob ihr Haupt kräftiger als je, um, gestützt auf die Hilfsmittel des spanischen Weltreiches, zu verhindern, daß ein protestantischer König den Thron Frankreichs besteige. Sie wählte als Gegenkönig den Kardinal von Bourbon, einen alten Oheim Heinrichs. Es war freilich nur ein Scheinkönigtum; denn der Kardinal befand sich als Gefangener in den Händen seines königlichen Neffen. Der wirkliche Nebenbuhler war Mayenne. So mußte sich der neue König sein Königreich erst erobern. Er fand für diesen Kampf Bundesgenossen in England, Holland und in der Republik Venedig; der protestantischen Schweizerstädte konnte er sicher sein. Am 20. August 1589 erschienen die Herren Sillery

und Loubert vor dem Rat von Basel, um die Thronbesteigung Heinrichs IV. anzuzeigen und übergaben ein Schreiben des Königs, in dem er den Rat ersuchte, die 4 Basler Fähnlein in seinem Dienst zu lassen. Der Rat richtete am 8. September ein Glückwunschsreiben an den König.

Für Heinrich war es nun von der größten Wichtigkeit, daß die Schweizerregimenter in seinem Dienste blieben. Denn nach dem Tode Heinrichs III. verließ ihn der größte Teil des katholischen Adels mit seinen Truppen. Es blieben ihm seine hugenottische Reiterei etwa 3000 Mann stark, 2000 deutsche Reiter und Landsknechte und etwa 1200 gascognische Schützen. Den Kern des Heeres, die geschlossene Infanteriemasse, bildeten die 12,000 Schweizer. Die Regimenter Wiechser und Hartmannis betrachteten es als selbstverständlich, daß sie blieben, sie erwarteten nicht einmal Befehle aus der Heimat. Schwieriger dagegen war es, die beiden katholischen Regimenter Aregger und Gallati zu gewinnen. Heinrich IV. hatte sie dadurch besonders geehrt, daß er ihnen die Bewachung der königlichen Leiche und die Überführung derselben nach Compiègne übertrug. Jetzt ließ er ihnen eine schriftliche Erklärung zugehen, daß er die katholische Lehre vollständig unangetastet lassen werde. Durch diese Zusicherung und große Geldversprechen gewann er die Obersten und Hauptleute. Sie huldigten ihm, und die Truppen folgten ihnen willig nach. So kämpften jetzt 2 protestantische und 2 katholische Schweizerregimenter für den hugenottischen König, während auch auf der Seite der Ligue zwei Regimenter aus den inneren Kantonen standen, unter den Obersten Rudolf Pfyffer und Tanner. Mit Rücksicht auf diese schwierige Situation der Schweizer in seinen Diensten ließ der König eine besondere Kriegsordnung aufstellen, deren Wortlaut hier folgt:

In dem Namen der heiligen und unzerteilten Dreifaltigkeit Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen! Diemeil wir aus sonderm geneigtem gut herzigen Willen der Ewigen Vereinigung und Bündnis, so wir mit dem durchlauchtigsten und allerchristlichsten Herrn und Fürsten, Heinrich dies Namens der Vierte, König in Frankreich und Navarra, unserm gnädigsten Herrn und Bundsgenossen, zur Erhaltung der Gerechtigkeit und seiner Königlichen Majestät haben und tragen, auch aus Ansehen und Bewilligung unserer allerseitigen Herren Oberen hierher gezogen und also zusammen gekommen sind, so werdet ir demselben unserm gnädigsten Herrn, Ihrer Majestät erwählten Obersten, desgleichen seinen Haupt- und zugeordneten Amts- und Befehlsleuten wie auch allen Anwälten nachfolgende Artikel aufrecht getreulich und ehrbarlich zu leisten und zu halten schwören:

1. Wir wollen täglich Gott im Gebet anrufen, alle Predigten besuchen, alles Fluchen und Gotteslästern unterlassen, uns des viehischen Übertrinkens enthalten.

2. Gegen alle Feinde des Königs kämpfen mit Ausnahme der Miteidgenossen und der zugewandten Orte.

3. Allen Vorgesetzten unbedingten Gehorsam leisten.
4. Es soll keiner die Fahne ohne Erlaubnis der Hauptleute offen oder heimlich verlassen. Die Fahnenflüchtigen trifft auch in der Heimat noch Strafe.
5. Die Wache nicht verlassen oder auf der Wacht einschlafen.
6. Es soll beim Rechtsverfahren das eidgenössische Kriegsrecht gelten.
7. Private Streitigkeiten haben während der Dauer des Feldzuges keine Giltigkeit.
8. Auch Rechtsansprüche an Hauptleute sind ungiltig.
9. Die Waffen dürfen nicht weggeworfen werden.
10. Unbotmäßige sollen von den sie Umgebenden dem Hauptmann überliefert werden.
11. Wenn einer im Kampf zurückbleibt oder flieht, soll ihn der Nachbar sofort niederstechen und töten.
12. Aufrührer werden mit dem Tod bestraft.
13. Falsches Spiel ist verboten.
14. Keiner soll dem andern sein Quartier, Proviant oder Munition wegnehmen.
15. Im Krieg sollen geschont werden Kirchen, Klöster, Spitäler, Mühlen, Backöfen, Pflüge, ferner Geistliche, Greise, Frauen, Jungfrauen.
16. Die Regimenter sollen einander getreulich beistehen und alle Zwietracht meiden.

Heinrich gab den Plan, Paris anzugreifen, zunächst auf. Er wollte sich die nördlichen Provinzen unterwerfen, die Städte am Meer, besonders Havre, in seine Macht bringen, um die Verbindung mit England herzustellen, das ihm Geld, Kleider und Nahrung für die Truppen lieferte. Er teilte sein Heer so, daß der Marschall d'Aumont, bei dem die Regimenter Hartmannis und Aregger waren, nach der Picardie zog, während er selbst mit den Regimentern Wiechser und Gallati in die Normandie rückte. Die Basler Fähnlein waren dem Regiment Wiechser zugeteilt. An Stelle des Hauptmanns Boheim, der einer Krankheit erlegen war, hatte Heinrich Werdenberg ein Fähnlein übernommen.

Der Feldzug beschränkte sich zunächst auf die Eroberung fester Plätze, wobei es gewöhnlich recht grausam zuging. Oft genug heißt es in den Berichten der Basler Hauptleute: „die Stadt ist mit dem Sturm genommen worden, übel darin zuogangen, alles so erwünscht worden, erschlagen sambt etlich wybern, die Stadt geplündert.“ Anfang September konzentrierte der König sein Heer in der Nähe von Dieppe und errichtete starke Verschanzungen bei Arques. Mayenne war von Paris aus dem König nachgezogen und nahm ebenfalls Stellung bei Arques. Eine Woche lang lagen sich die Gegner gegenüber. Mayenne suchte die Königlichen aus den Schanzen zu locken, was ihm aber nicht gelang. Auch die Versuche der Obersten Tanner

und Pfyffer, die katholischen Glarner und Solothurner auf ihre Seite zu ziehen, waren vergeblich. Da entschloß sich Mayenne zu einem direkten Angriff auf die feindlichen Linien. Eine Kriegslist sollte die Einnahme der starken Befestigungen erleichtern. Von dem Regiment Landsknechte, das zum Sturm kommandiert war, marschierten 6 Fähnlein an die Schanzen heran und gaben den Wachen durch Zeichen zu verstehen, sie wollten zu den Königlichen übergehen. Die Obersten Uregger und Wiechser, welche mit ihren Regimentern auf dieser Seite standen, ließen die Landsknechte herein, da solche Übertritte kleiner Abteilungen damals nichts Seltenes waren. Kaum befanden sich die angeblichen Überläufer innerhalb der Verschanzungen, als sie sich auf die Wachen stürzten und diese niederhieben. Die andern Landsknechte eilten herbei und gelangten in den Besitz der Schanze. Aber die Schweizer warfen sie nach hartem Kampf wieder zurück.

In dem erbitterten Handgemenge, das bei den Schanzkörben entstand, verloren die Basler eine Fahne auf seltsame Weise. Der Fähndrich Hans Fsenkrämer war von seinem Hauptmann Menzinger abgesetzt worden, weil er einst in trunkenem Zustande mehrere Soldaten schwer verletzt hatte. An seiner Stelle trug Aurelius Burckhardt die Fahne. Als nun der neue Fähndrich an der Spitze der Basler auf die Landsknechte eindrang, sprang Fsenkrämer plötzlich aus der Reihe, entriß dem Aurelius Burckhardt die Fahne und sprang damit in die Reihe der Feinde. Er übergab die Fahne den Landsknechten, welche ihm dafür das Leben schenkten.

Gleichzeitig mit den Landsknechten hatte die Keiterei Mayennes einen Angriff auf die Artillerie des Königs gemacht, deren Bedeckung das Regiment Gallati übernommen hatte. Auch hier konnten die Schweizer den Angriff so lange aushalten, bis der König mit seiner Keiterei zu Hilfe kam und den Sieg entschied. Mayenne wandte sich nun nach Dieppe, konnte aber auch hier nichts ausrichten, da ihm der König zuvorkam. Während man sich bei Dieppe kleine Scharmüzel lieferte, ließ Mayenne noch einen Sturm auf Arques versuchen. Diesmal galt der Angriff dem Schlosse, in dem die 4 Basler Fähnlein lagen. Die Regimenter Pfyffer und Tanner samt deutschen Landsknechten rückten in der Nacht des 24. Septembers bis an die Mauer heran und überrumpelten einen Teil der Wachen. Wieder entspann sich ein harter Kampf, der schließlich mit dem Rückzug der Angreifer endete. Aber eine zweite Basler Fahne ging verloren, und die Hauptleute Weitnauer und Osterwald wurden gefangen. — Den beiden Basler Fahnen wurde wenigstens die Ehre zu teil, als Trophäen in der Notre-dame in Paris zu prangen, dagegen erwartete den Hauptmann Weitnauer ein hartes Los. Er bot den zwei Landsknechten, die ihn gefangen genommen hatten, zweihundert Kronen als Lösegeld an. Sie verkauften ihn aber an ihren Obersten, den Grafen Coltaio, der ihn in ein schweres Eisen, den sogenannten „Springer“ legen ließ und ihn mit nach Paris nahm. Da der Graf ein

Lösegeld von 1500 Kronen forderte, dauerte die Gefangenschaft Weitnauers lange. Erst im Februar 1590 gelang es dem Feldprediger der Basler, Gzechiel Falkeisen, unter vielen Gefahren mit dem Lösegeld Paris zu erreichen und die Gefangenen zu befreien. Falkeisen und Weitnauer verschafften sich nun Pferde und ritten mit einem Knecht aus der Stadt, nachdem sie sich einen Paß durch das Lager Mayennes verschafft hatten. Aber bei St. Germain wurden sie von 20 Reißigen überfallen, vollständig ausgeplündert und ihrer Pferde beraubt. Nachdem sie die ganze Nacht herumgeirrt waren, gelangten sie am Morgen glücklich nach Poissy, wo sie der königliche Gouverneur freundlich aufnahm.

Die siegreichen Kämpfe bei Arques und Dieppe hatten es dem König ermöglicht die Verbindung mit England herzustellen. Die Basler Hauptleute rühmen in ihren Briefen, wie gut sie mit allem versehen gewesen seien, so lange sie in der Normandie weilten. Nachdem auch noch 6000 Schottländer gelandet waren, um das Heer zu verstärken, rückte der König plötzlich vor Paris. Die Pariser waren über seine Ankunft nicht wenig erstaunt; denn Mayenne hatte ihnen erzählt, er habe den König mit seinem Heer in das Meer gejagt, und da er einige eroberte Fahnen und gegen hundert Gefangene mitbrachte, hatten die Pariser seinen Prahlereien Glauben geschenkt. Auf einen Angriff war man nicht gefaßt. In der Mitternacht vom 31. Oktober auf den 1. November 1589 ließ der König seine Truppen wecken und ihnen weiße Feldbinden austheilen. Er selbst und sein Gefolge zogen weiße Mäntel an. Dann zog das Heer in Schlachtordnung still und ohne Trommelklang vor die Mauern bis auf Büchschußweite. Man machte Halt, der König und seine Begleiter stiegen von den Pferden und ordneten die Mannschaft. Dem Solothurnerregiment und den Baslern wurde die Vorstadt St. Jacques zugeteilt. Wie sie gegen die Schanzen kamen, ritten ihnen 40 Speerreiter entgegen, welche meinten, es seien Freunde. Als sie plötzlich die weißen Feldbinden sahen, flohen sie, fielen aber den Schottländern in die Hände, welche sie niedermachten. In diesem Augenblick wurde auch von den Schanzen auf die Angreifer geschossen. Aber die Schüsse gingen zu hoch, ungestört konnten die Sturmleitern angelegt und die Mauern erstiegen werden. In der Zeit von einer Stunde waren die Vorstädte in der Gewalt der Königlichen. Der Weg in das Innere der Stadt stand offen, schon standen die Basler bei der Pforte St. Jacques, die unbewacht war, da kam der Befehl des Königs, man solle nicht weiter vorrücken. Zwei Tage blieben die Truppen in den Vorstädten liegen, dann zog Heinrich ab. Was ihn bewog, mitten im Siegeslauf inne zu halten, hat man nie genau erfahren. Im Heere erzählte man sich, der König habe gefürchtet, die Stadt werde geplündert und habe sie deshalb geschont. Jetzt begann wieder der Kleinkrieg. Städte wurden erobert und Festungen zerstört. Die Basler machten viel Beute und kamen in manches Lustschloß, das sie sonst nie zu

sehen bekommen hätten. Am besten gefiel ihnen das Schloß des Herzogs von Numale in Anet. An dem befand sich eine kunstvolle Uhr mit einem Hirsch, vier schwarzen Hunden und einem weißen Windspiel. Wenn die Zeit des Stundenschlags gekommen war, bellten die Hunde, und der Hirsch schlug mit den Füßen.

Während die vier Fähnlein in der Normandie Winterquartiere bezogen, sollte Basel selbst noch einmal den Lärm des Krieges in nächster Zeit zu hören bekommen. Der Herr von Sancy war im Herbst 1589 nach Deutschland gereist, um dort neue Truppen zu werben. Es gelang ihm auch etwa 5000 Mann zu sammeln. Mitte November kam er mit ihnen ins Elsaß; da es ihm aber an Geld zum Weitermarsch fehlte, ließ er das Heer unter dem Befehl des Grafen von Dammartin bei Straßburg stehen und eilte nach Basel um dort ein Darlehen aufzunehmen. Am 21. November nachmittags erschien er vor dem Rat und bat um ein Darlehen von 4000 Kronen. Er erhielt zuerst eine abschlägige Antwort, endlich bewilligte ihm der Rat die Summe gegen die Verpfändung des gesamten französischen Kriegsmaterials, das in Mülhausen und Basel aufgehäuft lag und zu dem die Bestandteile einer ganzen Schiffsbrücke gehörten. Außerdem gab Sancy aus seinem eigenen Besitz einen kostbaren Diamanten als Pfand, der seitdem manchmal den Besitzer gewechselt hat und noch heute unter dem Namen „Sancy“ als einer der berühmten Diamanten bekannt ist. — Während Sancy, der im Würtemberger Hof wohnte, sein Geldgeschäft ins reine brachte, traf seine zurückgelassenen Truppen ein harter Schlag. Durch Spione, welche der päpstliche Nuntius in Luzern an der deutschen Grenze unterhielt, wußte man in Luzern von der Sammlung des deutschen Hilfsheeres, und der unermüdete Vorkämpfer der katholischen Sache, Pfyffer, berichtete darüber an die Ligue. Ja, er verlangte, daß Mayenne die Truppen Sancys hindere, die französische Grenze zu überschreiten, sonst werde er die beiden Regimenter Pfyffer und Tanner zurückrufen. Mayenne schickte darauf den Herzog von Lothringen in's Elsaß. Dieser überrasschte die Deutschen bei Straßburg, trieb sie vor sich her den Rhein hinauf und schlug sie zum zweiten Mal bei Battenheim. Die Deutschen flohen nach Basel zu, hart verfolgt von den Lothringern. Auf die dringenden Bitten Sancys ließ der Rat den Flüchtigen die Thore öffnen, da sie sonst rettungslos verloren gewesen wären. 1200 Mann wurden abteilungsweise in die Stadt eingelassen, aber sogleich auf die Landschaft verteilt.

Der Rat hätte es am liebsten gesehen, wenn Sancy mit seinen Leuten weiter gezogen wäre, aber dies war nicht möglich, da die Lothringer sich im Sundgau niederließen und ruhig warteten, bis die Deutschen baslerisches Gebiet verlassen und ihnen in die Hände laufen würden. Basel war in großer Verlegenheit. Die Deutschen führten sich auf der Landschaft nicht gerade tadellos auf. Zwar benahmen sie sich gegen das Landvolk durchaus anständig,

ja die Bauern verdienten viel Geld an ihnen und kauften den Reitern ihre Pferde zu Spottpreisen ab, so daß der Rat einschreiten und den Roßhandel verbieten mußte. Dagegen machten die beschäftigungslosen Soldaten etwa Jagd auf spanische Reisende und Güter, welche in jener Zeit häufig von Mailand aus über den Hauenstein nach den Niederlanden reisten. So überfielen sie im Dezember einen Zug von 12 Maultieren, die mit Geldsäcken für den Herzog von Parma, Alexander Farnese, beladen waren. Der Überfall fand im Rheinfelder Wald statt, dann schlepten die Soldaten das Gestohlene in die Dörfer des Homburgerthales. Der Vogt auf Homburg, Ludwig Iselin, untersuchte die Sache und nahm den Soldaten einen großen Teil des Raubes wieder ab, obwohl sie ihm 2000 Kronen dafür boten, wenn er ihnen den Raub lasse. Er schickte das Geld nach Basel, und von hier wurde es den Eigentümern wieder zugestellt. Ein Teil des Geraubten war freilich nicht mehr aufzutreiben, so daß der spanische Gesandte Pompejus de Cruce noch Vorwand genug hatte, Basel bei den katholischen Orten zu verklagen. Als bald nach diesem Überfall ein hoher spanischer Offizier der Graf Spinelli durch Basel reiste, ließ ihn Sancy mit Wissen des Rats gefangen nehmen. Auch er wurde später wieder freigelassen. So nachsichtig Basel gegen Sancy sich zeigte, es wäre ihn gerne losgewesen; aber es durfte ihn den lauernden Lothringern nicht preisgeben.

Von einzelnen lothringischen Soldaten, die man etwa auffing, hörte der Rat, sie seien von „guten Freunden“ Basels ins Elsaß gerufen worden um die Stadt in Verlegenheit zu bringen. Man dachte an den Markgrafen von Baden oder an die österreichische Regierung in Ensisheim, sie könnten der Stadt den Streich gespielt haben. Der Verdacht war diesmal unbegründet. Der österreichische Landvogt, Jakob von Schönau, antwortete auf eine zarte Andeutung entrüstet, er sitze nicht mit den Lothringern unter einer Glocke. Man ahnte in Basel damals nicht, daß man dieses freundeidgenössische Aufsehen dem Schultheißen von Luzern zu verdanken habe. Sonst hätte sich nicht der Rat gerade an Luzern gewandt, es möchte ihm helfen, das fremde Kriegsvolk fortschaffen und in diesem Sinne auch die andern katholischen Orte beeinflussen. Auf der Tagsatzung zu Baden am 21. Dezember stellten die Basler Gesandten Remigius Fäsch und Wolfgang Sattler den Antrag, die XIII Orte möchten an den Herzog von Lothringen die Aufforderung richten, daß er das Elsaß verlasse und der Forderung durch gemeinsame Kriegsrüstungen Nachdruck verleihen. Während Zürich, Bern, Schaffhausen und Glarus das Gesuch unterstützen, greift Ludwig Pfyster die Basler direkt an. Basel habe, entgegen früheren Tagsatzungsbeschlüssen kein fremdes Kriegsvolk ins eidgenössische Gebiet zu lassen, den Herrn von Sancy mit seinen Reitern aufgenommen, es liefere ihm Schiffe, Wagen, Seile, Waffen, Korn und Geld, so daß, wenn Basel so fortfahre, bald kein Wein und kein Korn mehr in der Eidgenossenschaft vorhanden sei. In der inneren

Schweiz herrsche großer Unwille gegen Basel. Trotzdem die Basler Tagherren sich rechtfertigen, stimmt die Mehrheit mit Pfyffer, d. h. gegen den Antrag Basels, daß ihm eidgenössische Hilfe zu teil werde. — So war Basel wieder einmal auf sich selbst angewiesen. Doch sei nicht vergessen, daß Bern 1000 Mann unter den Hauptleuten Rudolf Wyß und Hans Tillier in Bereitschaft hielt, um jederzeit der Schwesterstadt beispringen zu können. Der Rat suchte die Stadt vor allem militärisch zu sichern. Aus dem Farnsburgeramt wurden 400 Schützen in die Stadt gezogen. Die Thore wurden immer verschlossen gehalten, die Mauern und Bollwerke durch die Obersten Jrmly und Spörlin regelmäßig inspiziert. Da die Landschaft nicht vernachlässigt werden durfte, so lange das fremde Kriegsvolk einquartiert war, wurden Knechte im Markgrafenland und Sundgau angeworben und als Verstärkung in die Schlösser geschickt. Mönchenstein und Riehen wurden durch 50 Mann verstärkt, Liestal erhielt 60 Mann, außerdem Harzringe, Pechpfannen und Büchsenpulver.

Am empfindlichsten litt Stadt und Land unter der Teuerung und dem Kornmangel. Der Sack Korn galt das vierfache wie in gewöhnlichen Zeiten. Schon längst war es verboten, Korn aus der Stadt zu verkaufen. Der Kornwucherer Eckenstein wurde gezwungen, den Bäckern 50 Bierzel Korn zu dem vom Rat festgesetzten Preis (6 Gulden) abzutreten. Diese berechnete Zwangsmaßregel wurde noch viermal angewandt. Als Ende Dezember die Not aufs höchste stieg, ließ der Rat jedem Bürger einen Sack Korn „aus miner Herren Kasten“ austeilen. Gleichzeitig war schlimmes Hochwasser von Rhein und Birsig. Im Kleinbasel ging das Wasser bis zu den Stadtmauern, in der großen Stadt bis zum Storch. Die Rheinbrücke drohte zu bersten. Es war ein Zeichen der Zeit, daß alle Lustbarkeiten untersagt waren und am Neujahrstag der „Jahrzit“ nicht abgehalten werden durfte. Als aber die Geistlichkeit, mit welcher damals der Rat auf etwas gespanntem Fuße stand, die Gelegenheit benützen wollte, um ihren Einfluß wieder herzustellen und ein Gutachten abgab, „wie man in diesen bösen Zeiten Gottes Zorn abwenden könne,“ antworteten die Häupter: „die Prädikanten sollen das Ihre schaffen, dann wollen meine gnädigen Herren auch das Ihre thun.“ — Es war nun das zweite Mal, daß Basel für die Sache der Hugenotten Schweres über sich ergehen lassen mußte, und dies zu einer Zeit, wo in der Normandie 1200 Basler unter den Waffen standen, und die Stadt ihre Finanzkraft für Frankreich erschöpfte. Was damals die Zeitgenossen anerkennend aussprachen, das darf heute rückhaltlos wiederholt werden, daß kein eidgenössischer Ort für Heinrich IV. so viel gethan und gelitten hat wie Basel.

Schlacht bei Ivry und Belagerung von Paris.

Kehren wir auf den Kriegsschauplatz zurück, so finden wir das königliche Heer noch immer an der unteren Seine, damit beschäftigt, Städte einzunehmen oder zu entsetzen. Die vielen Scharmüchel und Belagerungen, über welche die Basler Hauptleute ausführlich an ihre Oberen berichten, aufzuzählen, würde ermüden. Als Gesamtergebnis dieser kleinen Kämpfe geht hervor, daß Heinrich im Vorteil ist, seine Operationsbasis, die normannische Küste, behauptet und die Verbindung mit England aufrecht hält. Mit dem beginnenden Frühling 1590 drängt der König zu einer Entscheidung. Er belagert Anfangs März die Stadt Dreux, welche den Schlüssel für die Straße nach Paris bildet. Das lockt den Herzog von Mayenne aus seiner Stellung, und er nimmt die angebotene Feldschlacht an, um so mehr, als eben Hilfstruppen aus den spanischen Niederlanden eingetroffen sind, wallonische Reiter und spanische Hackenschützen unter dem Befehl des Grafen von Egmont.

Zwischen Ivry und St. André stellen sich die Heere schon am 13. März in Schlachtordnung auf. Das Centrum des liguistischen Heeres bilden die schweren französischen und wallonischen Reiter, rechts davon steht das Regiment Pfyffer, links das Regiment Beroldingen (früher Tanner.) Die beiden Schweizerregimenter zählen nur 3000 Mann, ein Drittel der ursprünglichen Stärke, während auf der andern Seite 12000 Schweizer stehen. Den rechten Flügel bilden deutsche Reiter unter dem Grafen von Mansfeld und ein Regiment Landsknechte von Coltalto angeführt, auf dem linken Flügel steht französische und spanische Infanterie durch leichte Reiterei in der Flanke gedeckt. Die 4 Feldgeschütze sind vor der Front aufgestellt. Auch bei den Königlichen bildet die schwere Reiterei den Mittelpunkt der Aufstellung, 1200 Kürassiere unter des Königs persönlicher Führung. Rechts von ihnen die Regimenter Aregger und Gallati, letzteres von Oberst Griffach geführt. Links das Regiment Wiechser, bei dem die Basler stehen, und das Bündnerregiment Hartmannis. An die Bündner lehnt sich der linke Flügel unter dem Befehl des Herzogs von Montpensier: 3 Kornet Reiter, 6 Kartäunen und 2 Regimenter französische Infanterie. Auf dem rechten Flügel befehligt

der Marschall Biron 4 Kornet Reiter und deutsche Landsknechte. Bis die Aufstellung vollendet ist, bricht der Abend herein. Die beiden Heere kehren über Nacht in ihre Quartiere zurück; aber am Morgen des vierzehnten (es ist Mittwoch der Herrenfastnacht) rücken sie genau in dieselben Stellungen, wie tags zuvor.

Frohe Zuversicht herrscht im Heere der Königlichen. In drei Nächten vor dem Schlachttag sind feurige Zeichen am Himmel erschienen. Den einen waren sie wie blutige Spieße, die sich kreuzen, vorgekommen, andern wie lange Heerzüge, die mit weißen Wolkenstreifen kämpfen. Auch jetzt wieder, am Morgen des Schlachttags erscheint ein gewaltiger, blutiger Streifen am Horizont, die Spitze gegen die Feinde gekehrt. Mit heiterer Miene und unter fröhlichen Scherzen reitet der König durch die Reihen, drückt den Hauptleuten die Hand, richtet selber die Geschütze. Aus seinem Koller zieht er ein Papier, in dem sich zwei weiße Federbüsche befinden. Vor der Front steckt er den einen Federbusch dem Schlachtroß in den Kopfschmuck, den andern auf seinen Helm, der am Sattel hängt. „Dieser Helmbusch sei eure Fahne,“ ruft er den Seinen zu; „wenn ich den Helm aufsetze, greift den Feind an.“

Schon zeigt sich bei der steigenden Sonne die feindliche Schlachtlinie. Dort reitet ein großer Mönch mit einem Kreuzifix in den Händen durch die Reihen. Er erteilt den Kämpfern die Absolution und den Segen des Papstes und versichert sie, daß jeder selig werde, der im Kampf mit den lutherischen Kettern falle. Auf beiden Seiten kniet man zum Gebet. Da setzt Heinrich IV. seinen Helm auf, weithin leuchtet der weiße Helmbusch, das Heer rückt in halbmondförmiger Ordnung gegen den Feind. Aus der feindlichen Linie sieht man eine Reiterschar sich loslösen, es sind Mayennes schwarze Reiter, die sich auf die königlichen Geschütze werfen. Aber sie müssen zurück, auch ein zweiter Angriff wird abgewiesen. Neunmal hinter einander können die Geschütze feuern, bevor ein einziger Reiter sie erreicht. Die Geschlagenen ziehen sich auf die Mitte ihrer Schlachtordnung zurück, wo die schweren Reiter stehen, und bringen Verwirrung in die eigenen Reihen. Des Königs scharfes Auge hat den günstigen Augenblick erspäht, und er wirft sich mit seinen Kürassieren auf das feindliche Centrum. Ein heißer Reiterkampf entspinnt sich. Heinrich kämpft in der vordersten Reihe, er sucht den feindlichen Feldherrn. Da sieht er einen stattlichen Reiter mit der grünen lothringischen Schärpe. Er dringt auf ihn ein, schlägt ihn nieder und übergibt ihn den Seinen als Gefangenen. Aber es ist nicht Mayenne; er hat, um sich unkenntlich zu machen, sein Kleid mit einem andern vertauscht und eilt nach dem linken Flügel den Grafen Egmont mit seinen wallonischen Reitern zu holen. Sie eilen herbei; die Königlichen sind in Bedrängnis. Der königliche Fahnenträger wird erschossen. Sein blutüberströmtes Pferd schleppt das Lilienbanner, das im Sattel hängt, über das Schlachtfeld. Der weiße Helmbusch

des Königs ist verschwunden; sein Pferd ist unter ihm erschossen worden. Aber bald erscheint er wieder im Handgemenge. Was noch von Reitern in Mayennes Heer ist, eilt kampfbegierig nach der Mitte, wo die Kämpfenden einen wilden Knäuel bilden. Nur einer hat seine Reiterchar noch zurückgehalten, der Marschall Biron. Jetzt, da der Gegner seine letzten Reserven verbraucht hat, erscheint er mit einer frischen Schar auf dem Kampfplatz und entscheidet den Sieg. In wilder Flucht jagen die Reiter Mayennes der Eure zu, vier Meilen weit verfolgt von den Königlichen.

Das Fußvolk auf beiden Seiten ist noch nicht zum Schlagen gekommen. Jetzt, wo das Feld leer ist, rücken die königlichen Schweizerregimenter und die französische Infanterie vor. Mayennes französisches Fußvolk wird zersprengt und wirft die Waffen weg. Die deutschen Landsknechte aber werden niedergehauen, obwohl sie um Pardon bitten; es ist die Rache für den Tag von Arques. Und nun stehen sich nur noch Schweizer gegenüber. Die beiden Regimenter Pfyffer und Beroldingen haben sich vereinigt zu einem dichten Viereck. Nur die Reitknechte und Troßbuben sind geflohen; trotzig und finstern Mutes sind die guisischen Schweizer zum äußersten entschlossen. Aber ihre Lage ist verzweifelt. Alles hat sie verlassen, Franzosen, Spanier, Wallonen, Deutsche. Sie stehen allein einer übermächtigen und siegreichen Infanterie gegenüber, und eben erscheinen in ihrem Rücken die Kürassiere, welche von der Verfolgung des Feindes zurückkehren. Aber auch für die Sieger ist die Situation peinlich. Die katholischen Regimenter des Königs weigern sich ihre Glaubensbrüder anzugreifen, die protestantischen zaudern, das französische Fußvolk schreckt vor dem entgegenstarrenden Wall von Spießern zurück. Schon hört man in der Umgebung des Königs den Vorschlag das Geschütz auffahren zu lassen, da erscheint ein Trommelschläger aus dem Regiment Pfyffer bei dem Oberst Wiechser. Er hat den Auftrag, zu melden, die Regimenter seien geneigt, unter ehrenvollen Bedingungen zu kapitulieren, der Oberst möge sich beim König für sie verwenden. Darauf treten die vier Obersten zu einer Beratung zusammen. Oberst Aregger wird zum König geschickt für die zwei Regimenter zu bitten. Der König willigt in die Kapitulation und beauftragt den Marschall Biron die Unterhandlungen zu führen. Es sind keine allzuharten Bedingungen, welche von den beiden Regimentern gefordert werden. Sie müssen die Fahnen und „langen Wehren“ d. h. die Spieße, Hellebarten u. s. w. abliefern, dürfen aber das Seitengewehr behalten. Auch müssen sie schwören, nie mehr gegen den König kämpfen zu wollen. Dafür verspricht ihnen der König sie sicher bis an die Grenze geleiten zu lassen und stellt ihnen ein Zeugnis aus, daß sie sich ehrenvoll gehalten haben.

So endete der Tag mit einem Akt eidgenössischer Brüderlichkeit; aber weithin ging ein Jubel durch die protestantische Welt, welche in dem Sieg von Jvry ein Gottesgericht erkannte. Dem Rat von Basel teilte Heinrich IV. selbst das Ereignis mit in einem Brief vom 25. März:

„Der Allmächtige, der sich als Schirmer unserer gerechten Sache gezeigt hat, ist uns mit seiner Kraft und Stärke beigestanden, daß uns unsere Feinde schlechten Widerstand thun mögen und haben uns neben dieser Kron Hauptleuten und Adelspersonen geleisteter Hilfe auch eurer Nation Volk zu unserer größten Freude, besonders getreuen Beistand und angeborene Redlichkeit erwiesen, davon wir Euch hiermit Zeugnis geben. Und wollen Euch versichern, daß solches Ursache sein wird, auch Eure Stadt für die treuen Dienste, die sie uns geleistet hat, zu belohnen, indem wir Gott den Allmächtigen bitten, daß er Euch liebe, gute Freunde Eids- und Bundsgenossen in seinem gnädigen Schirm lang erhalten wolle.“

Heinrich blieb nach der Schlacht drei Wochen in Mantes. Hier fertigte er die zwei gefangenen Schweizerregimenter ab. Er gab ihnen ihre Fahnen wieder und jedem Mann eine Krone als Reisegeld. Auch von den andern schweizerischen Hauptleuten gab jeder den fortziehenden 50 Kronen. Der solothurnische Stadtschreiber Vigier übernahm das Geleite. Die Leute litten auf dem Marsche furchtbaren Mangel, sie verkauften Waffen und Kleidungsstücke, um Brot zu erhalten, und kehrten in jämmerlichem Zustand in die Heimat zurück, die Soldaten halb nackt, die Hauptleute zu Fuß mit Stecken in der Hand.

Nachdem Heinrich einige Wochen unthätig auf dem Schlosse der Gräfin de la Rochefoucauld verbracht hatte, schickte er sich an, die Stadt Paris zu belagern. Die Stadt hatte Zeit gehabt, sich einigermaßen zu verproviantieren, so daß man sich auf eine längere Belagerung einrichtete. Der König schlug sein Hauptquartier auf dem Montmartre auf. Bei ihm befanden sich zwei große Belagerungsgeschütze und das gascognische Fußvolk. Bei Belleville lagen die Glarner, bei Charenton die Bündner, bei Gentilly die Solothurner. Die 4 Basler Fähnlein waren von den andern getrennt und standen mit den französischen Truppen unter dem Befehl des Marschalls d'Amont bei Ville d'Avray.

Der König wollte die Stadt aushungern, und in der That trat auch bald Mangel ein. Hungersnot und Seuchen dezimierten die Bevölkerung, aber an Übergabe war nicht zu denken. Die Pariser suchten sich durch Ausfälle Luft zu machen, täglich kam es zu kleinen Gefechten und Scharmücheln. Auch an Verrätereien und Mordversuchen fehlte es nicht. In St. Denis wurden drei Mönche gefangen, welche von der Herzogin von Montpensier ausgesandt waren, den König umzubringen. In Senlis machten Mönche und Bürger eine Verschwörung um die königliche Besatzung zu ermorden. Der Verrat wurde rechtzeitig entdeckt, und die Verschwörer wurden alle aufgehängt, immer je ein Mönch und ein Bürger zusammen. Endlich am 25. Juli unternahm der König einen allgemeinen Sturm auf die Stadt. Zuerst erstürmte der Marschall d'Amont mit 3 französischen Regimentern und den Baslern die Vorstadt St. Germain, die Solothurner die Vorstadt

St. Martin; auch die andern Vorstädte fielen in die Hände der Königlichen. In der Stadt stieg die Not aufs höchste. „Hund und Katzen,“ so berichtet Hauptmann Spirex, „werden in der Stadt umhergejagt wie Wildpret und gegessen. Auch alles Esel- und Rossfleisch ist verzehrt, und deren Häute werden (reverenter zu melden) geschabt, gebraten und gegessen. Es ist in der Stadt nicht weniger Mangel und Leiden als vor Zeiten in Jerusalem war, ausgenommen, daß öffentlich kein Menschenfleisch gegessen wird, obwohl uns gemeldet wird, daß etliche Kindlein sollen verschwunden sein.“ Schon liefen einzelne Landsknechte und Soldaten von den 4 katholischen Schweizerfähnlein, die in der Stadt lagen zu den Belagerern hinüber. Aber die Bevölkerung wollte von Übergabe nichts wissen. Auf den Kanzeln verkündigten die Geistlichen, es werde bald spanische Hilfe nahen, fanatische Mönche zogen durch die Straßen und begeisterten das Volk zum letzten verzweifelten Widerstand. Bürger, Soldaten, Geistliche und selbst die Gelehrten der Universität schwuren einen furchtbaren Eid, sich niemals freiwillig dem König zu ergeben.

Und fürwahr, der Verzweiflungsmut der Pariser wurde belohnt; am 23. August traf in der Stadt die Kunde ein, der Herzog von Parma, Alexander Farnese, rücke mit einem Ersatzheer heran. König Philipp II. von Spanien, welcher die Thronbesteigung Heinrichs von Navarra um jeden Preis verhindern wollte, hatte seinen Feldherrn, der sich in den Niederlanden im Krieg gegen die Holländer den Ruhm eines vortrefflichen Heerführers erworben hatte, beauftragt, Paris zu entsetzen. Mit einem kleinen, aber kriegsgeübten Heer überschritt er die französische Grenze, vereinigte sich mit Mayenne und marschierte auf Paris los. Heinrich sah sich gezwungen, die Belagerung aufzuheben und dem Ersatzheer entgegenzuziehen.

Der König hätte am liebsten den Kampf in offener Feldschlacht entschieden, und seine von dem Leben in den Laufgräben ermüdeten Soldaten wünschten nichts sehnlicher, als an den Feind geführt zu werden. Zuerst erwartete er die Spanier zwischen Paris und St. Denis, und als sie nicht kamen, suchte er sie auf. Er fand sie bei Chelles hinter mannhohen Verschanzungen, die außerdem noch von Sümpfen umgeben waren. Drei Tage hinter einander stellte der König sein Heer in Schlachtordnung auf; aber es zeigte sich kein Feind. „Sie hielten sich nach spangischer Art in gräben wie die Füchs“ erzählen unsre Basler. Da beschloß Heinrich durch einen kühnen Marsch nach Paris die Spanier herauszulocken. In der Nacht des 10. September rückte er mit seinen Kürassieren, dem gasconischen Fußvolk und dem Regiment Wiechser, das durch die 4 Basler Fähnlein verstärkt war, über die Brücke von Charenton vor das Thor Sainte Victoire. Der Marschall Biron stand mit dem übrigen Heer bei St. Denis in Reserve. Unbemerkt kamen die Schweizer und die Kürassiere durch die Vorstadt bis an die innere Stadtmauer. Sie legten die Sturmleitern an, viele (darunter auch einige Basler) stiegen auf die Mauer, und als sie droben waren, wollten sie die

Sturmleitern innerhalb der Stadtmauern herablassen. Aber da war ein tiefer Graben, so daß die Sturmleitern nicht bis hinunter reichten. Sie zogen die Leitern herauf und banden immer zwei zusammen. Unterdessen war es Tag geworden. Als gerade die erste verlängerte Leiter wieder herabgelassen worden war, und 6 Kürassiere schon unten waren, kam eine Schar Landsknechte und schlug Lärm. Die Königlichen stiegen eilends von der Mauer herunter und zogen sich durch die Vorstadt zurück, während von den Wällen auf sie geseuert wurde. Nachdem dieser Plan mißlungen war, wandte sich der König wieder gegen Alexander Farnese. Der hatte unterdessen seine feste Stellung bei Chelles verlassen und war nach Norden marschiert. Er begnügte sich mit dem Ruhme die Hauptstadt gerettet zu haben und verließ Frankreich. Heinrich verfolgte ihn mit seiner ganzen Reiterei, ohne daß es ihm gelang, den vorächtigen Gegner zum Stehen zu bringen.

VI.

Schlimme Lage der Basler und Heimkehr.

Die Aufhebung der Belagerung von Paris war für den König fast gleichbedeutend mit einer Niederlage. Er hatte ungeheure Anstrengungen für die Erreichung dieses einen Zieles gemacht und den Soldaten beinahe Unmögliches zugemutet, seine Geldmittel waren erschöpft, und das Heer hatte schwere Verluste erlitten durch die täglichen Ausfälle und Scharmützel, noch mehr durch Hunger und Seuchen, welche die Belagerer fast ebenso sehr wie die Belagerten heimsuchten. Und jetzt war alles umsonst! Wie oft hatte er in den schweren Tagen die murrenden und verzagten Krieger auf die Zeit vertröstet, da die Hauptstadt in ihren Händen sein werde und sie für alle ausgestandenen Mühen belohnt würden. Er konnte das gegebene Wort nicht halten. Besonders der Adel, der ihm seine besten Reiter lieferte, war zwar jederzeit bereit, für seinen König auf dem Schlachtfeld zu sterben, besaß aber weder die nötige Ausdauer noch die taktische Schulung um einen langwierigen Kleinkrieg zu führen. Mißmutig entließ Heinrich einen Teil seines Heeres und verlegte den Rest in die Provinzen.

Zu den Unzufriedenen im königlichen Heer gehörten nun auch die Schweizer und besonders die Basler. Diese letzteren waren insofern schlechter gestellt, wie die übrigen Schweizer, als sie nur Freisäbnlein bildeten und sowohl in Bezug auf die Besoldung, als auf Zuteilung zu irgend einem Truppenverband mehr von der Willkür des Königs abhingen. Für gewöhnlich waren sie beim Regiment Wiechser, sie konnten aber auch andern Truppenkörpern eingefügt und sogar von einander getrennt werden. Mit der Auszahlung des Soldes war es nun aber seit dem Beginn des Feldzuges

schlecht bestellt gewesen. So lange die Truppen in der Normandie standen, hatte es an Nahrung und Kleidung, welche die Engländer zuführten, nicht gefehlt. Diese Quelle war aber mit dem Beginn der Belagerung von Paris versiegt. Während der vier Monate, da sie vor der Stadt lagen, hatten die Schweizer keinen Sold erhalten. Dem Regiment Wiechser (die Basler inbegriffen) schuldete der König 268,422 Kronen. Die Nahrung war schlecht, Kleider und Schuhe fehlten. Die Hauptleute hatten sich wiederholt an den König gewandt und waren von ihm auf bessere Zeiten getröstet worden.

Nun hatten aber auch seit dem Anfang des Krieges und besonders während der Belagerung die Regimenter schwer gelitten. Mehr als die Hälfte der Mannschaft war in den Kämpfen gefallen oder Krankheiten erlegen. Die Normalstärke eines Fähnleins betrug 300 Mann; jetzt hatte Hauptmann Spirer noch 135, Weitnauer 120, Menzinger 118 und Werdenberg 115 Knechte. Als der König einen Teil seines Heeres entließ, baten die Schweizerobersten den Marschall Biron, ihren Obergeneral, er möge sich beim König für ihre Entlassung verwenden. Der König beschied die Regimenter nach Mantes, dort wollte er sie auszahlen und entlassen. Als sie nach Mantes kamen, erklärte ihnen der König, er sei nicht imstande sie zu zahlen, bat sie aber, sie möchten doch in seinem Dienst bleiben, da er ohne sie nichts ausrichten könne. Es herrschte zuerst großer Unwille unter den Schweizern, daß sie keinen Lohn bekamen, aber sie konnten sich doch nicht entschließen abzugehen. Wer hätte es auch vermocht, der persönlichen Liebenswürdigkeit Heinrichs zu widerstehen! Schreiben doch die Basler Hauptleute in demselben Brief, in dem sie sich über Geldmangel beklagen, nicht ohne Stolz: „Ihr Majestät sagte, sie könne noch möge uns Eidgnossen lassen, wie wirs auch erachten, sehn und glauben mögen, daß J. M. ohne Eidgnossen nüt usrichten.“ — Immerhin ließen die Basler Hauptleute kein Mittel unversucht, die Lage ihrer Mannschaft zu bessern. Im Oktober 1590 setzten sie eine Bittschrift an den König auf, in der sie die Not ihrer „armen nackenden und hungrigen Knechte“ eindringlich schilderten und den König ersuchten, ihnen den noch ausstehenden Sold von 14 Monaten zu zahlen. Die Hauptleute schickten eine Kopie der Bittschrift an den Basler Rat, damit er seine Zustimmung gebe. Aber der Feldschreiber Gregorius Dufmann wurde auf der Reise nach Basel von Banditen überfallen und ausgeplündert, so daß er es vorzog umzukehren. Ob die Bittschrift ohne die Genehmigung des Rates dem König überreicht wurde, wissen wir nicht. Jedenfalls finden sich keine Anzeichen, daß sie etwas genützt hätte.

Um die Verproviantierung seiner Truppen zu erleichtern, verteilte der König das Heer in die verschiedenen Provinzen. Das Regiment Uregger zog mit dem Herzog von Nevers in die Champagne, die drei andern Regimenter, mit ihnen die Basler, blieben beim König an der Seine stehen. Es beginnt nun wieder der langwierige Kleinkrieg, wie er schon vor der Schlacht

bei Jvry geführt worden. Der Herzog von Mayenne wagt es seit Jvry nicht mehr den König anzugreifen, und dieser kann sein Hauptziel, Paris zu gewinnen, nicht erreichen. Nachdem am 12. Januar 1591 ein Handstreich auf Paris mißlungen ist, macht sich der König daran, eine Anzahl liguistischer Städte einzunehmen. Der Feind sucht sich der königlichen Festungen zu bemächtigen, und da beide Parteien vom Ausland Hilfe erhalten, Mayenne aus den spanischen Niederlanden, Heinrich von England, wechselt das Kriegsglück, ohne eine Entscheidung herbeizuführen. — Auf beiden Seiten wurde übrigens der Krieg mit großer Härte geführt, und eine Stadt, die im Sturm genommen wurde, mußte alle Schrecken eines erbarmungslosen Krieges über sich ergehen lassen. Freilich machten die Soldaten oft reiche Beute, und so konnten sie sich wenigstens erhalten. Eine Zeitlang lebten unsere Basler sogar im Überfluß, als sie die Stadt Chartres in der üppigen Landschaft Beauce, dem Garten Frankreichs gelegen, belagerten. Man merkt es den Berichten, die aus dem Lager von Chartres kamen, an, daß es den Baslern gut ging. Mit behaglicher Breite wird da jeder Vorfall erzählt und der Wein der Gegend gerühmt. Nachdem die Basler am 19. April eine wichtige Bastion den „Sporn“ erstürmt hatten, fiel die Stadt.

Eine große Gefahr brachte dieses unstätte Hin- und Herziehen, dieser beständige Wechsel von Überfluß und Mangel mit sich, daß allmählich eine große Liederlichkeit und Zuchtlosigkeit bei den Söldnern einriß. Daran waren freilich noch andere Umstände schuld. Die Hauptleute hatten oft die fehlende Mannschaft durch Troßbuben und zweifelhafte Individuen ersetzt, da kein regelmäßiger Nachschub aus der Heimat kam. Einzelne Abteilungen verließen Frankreich ganz. So wurde das Regiment Griffach im Sommer 1591 verabschiedet, der Hauptmann Werdenberg verließ zu derselben Zeit den Dienst des Königs und traf am 23. Oktober mit seinen Leuten in Basel wieder ein.

Für die Zurückbleibenden war es nun geradezu ein Unglück, daß sie an Stelle des Marschalls Biron einen andern Oberbefehlshaber bekamen. Der Marschall war bei den Schweizern beliebt und hatte auch alles gethan, um sich beliebt zu machen; er war das Ebenbild seines Herrn des Königs. Aber mit dem Frühjahr 1591 führte ein Herr von Guitry den Oberbefehl über die Schweizer; man gab ihm den Herrn von Sancy, der die eidgenössischen Hauptleute alle gut kannte, als eine Art von Berater zur Seite. Dieser Guitry war ein hochfahrender, anmaßender und zugleich jähzorniger Mensch. Er, der vornehme Herr, der sich bisher mehr durch ein verschwenderisches Leben als durch große Heldenthaten ausgezeichnet hatte, blickte mit unsäglicher Verachtung auf die verwilderten, in Fegen gekleideten und halb ausgehungerten Schweizeröldner herab, die schließlich doch nur der Dienst des Königs zu dem gemacht hatte, was sie jetzt waren. Er betrachtete es als eine Erniedrigung, daß man ihm das Kommando über dieses

Gefindel gegeben hatte, und da ihm ihre beständige Klagen über das Ausbleiben des Soldes lästig waren, suchte er ihnen durch geringschätziges Behandlung und auffallende Zurücksetzung den Dienst zu verleiden. Am 27. März 1591 verklagte Guitry die Schweizertruppen beim Basler Rat in folgendem Schreiben: „Großmächtige Herren! Wir haben Euch schon früher mitgeteilt, daß der größte Teil der schweizerischen Fähnlein meutern. Diese Unordnung ist so angewachsen, daß uns nur der dritte Teil der Truppen bleibt. Weder Mangel an Geld noch Nahrungsmittel nötigt sie zu desertieren. Nur die Sucht, die gemachte Beute so schnell wie möglich in Sicherheit zu bringen, ist Schuld an dieser Unordnung, da man die meisten Deserteure, die man erwischt, mit Gold und Silber beladen antrifft. Wir zweifeln nicht, daß Ihr die Sache noch genauer untersuchen werdet, da es in Eurem Interesse liegt, die Ehre und den Ruhm Eurer Nation zu bewahren; denn nie haben sich Schweizeröldner so feig und unbotmäßig gegen ihre Oberen gezeigt.“ — Ob alles richtig ist, was Guitry schreibt, läßt sich schwer nachweisen. Es scheint aber zweifelhaft, daß man überall in Frankreich Schweizer mit Gold und Silber beladen antraf. Daß jedoch die Leute sich vom Stehlen und Plündern erhielten, weil sie keinen Lohn bekamen, gestehen die Basler Soldaten selbst, indem sie am 31. Juli 1591 an den Rat schrieben: „Wir haben seit 6 Monaten keinen Pfennig von unsern Hauptleuten empfangen, und uns in dieser Zeit fast nur mit Stehlen und Rauben erhalten müssen, wie solches E. G. nicht allein jetzt, von uns, sondern täglich von denen, so schon heimgekehrt sind, vernommen haben werdet. Wir haben uns dadurch bei den Franzosen und besonders den Bauern so verhaßt gemacht, daß wir, wo wir hinkommen, nur Räuber, Schelme und Diebe genannt werden, und wo ein Knecht hinter der Ordnung bleibt, wird er von den Bauern ausgezogen und jämmerlich zerhauen oder gar getötet.“

Das Verhältnis zwischen den Schweizern und Herrn von Guitry wurde immer gespannter, bis es am 28. Juli 1591 zu einem eigentlichen Zusammenstoß kam. An diesem Tage lagerten die Truppen in der Gegend von Courcelles. Der Obergeneral Marschall d'Aumont war weggeritten, und an seiner Stelle führte Guitry den Oberbefehl über Schweizer und Franzosen. Die Basler Hauptleute hatten ihre Mannschaft sich selbst überlassen und waren zum Oberquartiermeister geritten, um die Quartierbillette zu holen. Am Nachmittag kam Guitry zu den Basler Fähnlein und verlangte ein Pferd zurück, das ein Basler tags zuvor einem französischen Reiter für 4 Kronen abgekauft hatte. Der Besitzer des Pferdes erklärte, er wolle das Pferd ausliefern, wenn man ihm sein Geld zurückgebe. Schon waren aber einige Reiter aus der Begleitung Guitrys in die Zelte der Basler gedrungen und wollten das Pferd mit Gewalt wegnehmen. Die Knechte setzten sich zur Wehr, es kam zu Wortwechsel und Handgemenge. Da sprengten Guitry und seine Begleiter in die Reihen der Basler hinein und schlugen

nieder, wen sie trafen. Drei Knechte wurden getötet, 11 verwundet. Guitry stach selbst einen Basler und einen Mönchensteiner nieder. In diesem Augenblick kamen die Hauptleute Weitnauer und Menzinger herbeigeritten. Als sie sahen, was geschehen war, sprengten sie auf Guitry zu um ihn zu besänftigen. Er aber hieß sie zornig weggehen, und zog dem Hauptmann Weitnauer vier mal den Degen kreuzweise um den Hals. Zugleich drohte er, er werde alle Basler umbringen lassen, wenn man ihm nicht die schuldigen Knechte, die sich geweigert hatten, das Kopf herzugeben, ausliefere, damit er sie aufhängen lasse. Weitnauer erklärte, es sei nicht Brauch bei den eidgenössischen Truppen, Knechte ohne ordentliches Gericht zu hängen, und verweigerte die Auslieferung. In unsinniger Wut ließ Guitry ein Regiment französischer Schützen vor und eines hinter den Fähnlein aufstellen, zugleich machte er sich mit seinen Reitern bereit zu einem Angriff in der Flanke. Um ein Gemetzel zu verhindern, führte Weitnauer selbst die verlangten Knechte vor die Front und ließ sofort Gericht über sie halten. Es erwies sich, daß sie unschuldig waren, und Guitry, der unwillig seine Thorheit einsah, verließ unter Fluchworten den Schauplatz.

Weitnauer hatte durch seine Kaltblütigkeit schweres Unheil von seinen Truppen abgewendet. Er begab sich noch am gleichen Abend zum Marschall d'Alumont, erzählte ihm den Austritt und bat um Entlassung aus dem Dienst des Königs. Der Marschall sprach sein tiefes Bedauern über den Vorfall aus und versprach, er wolle alles thun, daß in Zukunft die Schweizer besser behandelt würden. Er ließ auch die gemeinen Soldaten zu sich kommen und wiederholte vor ihnen, was er schon den Hauptleuten gesagt hatte. Dagegen ging er auf das Gesuch um Entlassung aus dem Dienst nicht ein, darüber habe nur der König zu entscheiden.

Guitry wurde des Kommandos über die Schweizertruppen enthoben; im übrigen besserte sich die Lage der Basler durchaus nicht. Nach wie vor liefen beim Basler Rat Berichte ein, in denen über Mangel an Geld und Desertion geklagt wurde. Nur der Basler Feldschreiber Dufmann scheint sich über die allgemeine Misère hinweggesetzt zu haben. Aus seinen Briefen spürt man noch immer eine gewisse Freude, dem großen König dienen zu dürfen, heraus. Wie manchen köstlichen Zug aus dem Leben des Königs erfahren wir aus seinen Briefen! Wie der König einst auf der Straße bei Boissy eine Kutsche voll vornehmer Nonnen, die Heinrich nicht kannten und ihn für einen spanischen Offizier hielten, in sein Lager geleitete, wo sie zu ihrem Entsetzen die königlichen Feldzeichen erblickten, wie er einst den Sohn des Marschalls Biron mit eigener Lebensgefahr aus den wallonischen Reitern herauszieh, oder wie er auf dem Marsch nach Flandern plötzlich das Heer verließ und nach dem Schloß Coeuwres zu Gabriele d'Estrées eilte. Welchen Eindruck die Persönlichkeit Heinrichs auf den schlichten Basler machte, hat uns Dufmann in einem seiner Briefe an den Rat hinterlassen: „Ihr Majestät belangend so ist er jederzeit (Gott hab lob) freudig und frölich, mit teutschen und welschen,

hat die Schwitzer gar lieb, redt mit meniglichem, ist gar gnedig, barmherzig und milt, nit blutigierig, hat das kriegsvolt lieb und verführt sie nit, wie man ettwan findt. Ist jekmalen seiner M. glich — wie alle fürnemste catholische fürsten und herren selbs bekennen und mans am hof von inen hort — nit uf erden, der so manlich, dapfer, streitbar und herzhast feige. Vermeint, so er nit in allen orten vornen dran, so habe es keinen fürgang und richte nit us. Dabei auch so goksförchtig und seine predigen so styff haltet, wie er den uf dem heilig ostertag in einem closter Josephat genannt, in einem garten offentlich predigen und das heilig nachtmohl geben lassen, do vil Gndtgnossen dorein gingen, daß sich J. M. herzlich erfreut hat und styffe achtung uf sie geben, wie er dan in allen predigen achtung gibt. Es sind von Franzosen stattliche vom adel uf die 1000 oder mehr zuo des herrn nachtmohl gangen, do J. M. alle psalmen anfocht zuo singen mit hocher luther stim stundlang.“

Die ferneren Schicksale der Basler Fähnlein bieten wenig Interessantes mehr. Die letzte größere Aktion, an der sie teilnahmen, war das siegreiche Gefecht bei Caudebec an der Seine Ende April 1592. Nicht die Waffen entschieden den endgültigen Sieg Heinrichs; der Glaubenswechsel öffnete ihm die Thore der Hauptstadt. Auf den Übertritt des Königs zur katholischen Kirche war man in der protestantischen Welt seit längerer Zeit gefaßt. Daß man in Basel den Glaubenswechsel Heinrichs mild beurteilte, läßt sich aus den Worten des Antistes Grynäus erkennen: „Wer nicht wider uns ist, der ist für uns. Viele reden von dem traurigen Fall des Königs, welche vielmehr ihre eigenen Gebrechen bedenken sollten. Wie viele lasterhafte Fürsten werden himmelhoch erhoben, welche bei weitem der Kirche nicht so nützlich gewesen als dieser, damit, daß er sie ehemals verteidigte, diesmal aber nicht verfolgt.“

Am 11. Januar 1593 entließ der König die Basler, indem er ihnen ein ehrenvolles Zeugnis über ihre gute Haltung und ihre treuen Dienste ausstellte. Es war nur ein kleines Häuflein, das um Ostern 1593 in die Vaterstadt zurückkehrte; aber auch diesen Wenigen galt das Wort, das einst im Lager zu Meudon die Basler Hauptleute aus dem Mund des Königs vernommen: er werde es nie vergessen, daß er den Schweizern Leben und Krone verdanke.

